

Recht und Gerechtigkeit: Das bewegte Leben des Anwalts Peter Nobel

Nummer 29 – 16. Juli 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

Lukas Bärfuss

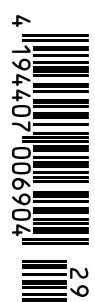
Der melancholische
Kampf-Dichter. *Von Eugen Sorg*

Liebe und Grausamkeit

In Lemberg entschlüsselt sich der Krieg um die Ukraine. *Von Philipp Gut*

Warum haben alle Eritreer ein Handy?

Neue Fakten zum Asyl-Unwesen. *Von Peter Keller und Alex Reichmuth*



Bewegung fördern wir. Aber den Gang zum Briefkasten können Sie sich gerne sparen.



Starke Leistung macht den Unterschied:
Mit dem Kunden-Login-Portal myCSS können
Sie Ihre Versicherungsangelegenheiten
bequem online erledigen.

Gerne beraten wir Sie. **Ganz persönlich.**



Intern

Die Kampfzone ist näher, als man denkt. In rund einer Stunde fliegt man von Wien ins ukrainische Lemberg, in ein Land, in dem Krieg herrscht. Unser Reporter Philipp Gut hat in der ehemaligen Metropole Ostgaliziens, die eine so bewegte Vergangenheit erlebte wie kaum eine andere Stadt, ein halbes Dutzend Persönlichkeiten interviewt, vom Bürgermeister bis zum Leadgitaristen der Hardrock-Band «Grossonkel». Sie alle geben Auskunft über ein Leben auf der Kante. Eine grossartige, architektonisch brillante, aber auch unbeschreiblich brutale Geschichte mündet in Lemberg in eine Gegenwart, die ebenfalls



Leben auf der Kante: Musiker Lemko, Reporter Gut.

zwischen Charme und Grausamkeit oszilliert. Vielleicht ist es kein Zufall, dass Leopold von Sacher-Masoch aus Lemberg stammt, wo man heute in einer Bar Drinks mit entsprechender Behandlung bestellen kann. **Seite 44**

Unser Wirtschaftskolumnist Kurt Schiltknecht gehört seit Jahrzehnten zu den einflussreichsten Kommentatoren der schweizerischen Wirtschaftspolitik, insbesondere der Geldpolitik. Auch mit über siebzig Jahren ist der frühere Nationalbank-Chefökonom noch ein begeisterter Weltreisender mit aufmerksamem Blick und journalistischem Flair. Vor zwei Wochen verabschiedete er sich mit einem Paukenschlag in eine zweimonatige Sommerpause: Die Schweiz solle aus dem Internationalen Währungsfonds austreten, schrieb er in einer vielbeachteten Kolumne. In Absprache und auf Empfehlung von Kurt Schiltknecht konnten wir den Basler Finanzmarktspezialisten Heinz Zimmermann vertretungsweise für die

Wirtschaftskolumne gewinnen. Er wird sich bis Ende August mit Silvio Borner abwechseln. Zimmermann ist schon in früheren Essays für die *Weltwoche* als scharfsinniger Sezierer von Finanzmarktthemen aufgefallen. In der aktuellen Ausgabe widmet er sich dem staatlichen Schuldenkarussell, das im Griechenland-Fall schwindelerregende Sphären erreicht. **Seite 22**

Wer sich gegen den Entscheid des Stimmvolks für die Masseneinwanderungsinitiative wehrt, der plappert nach, was Brüssel sagt: Im europäischen Binnenmarkt gälten die vier Freiheiten für Güter, Dienstleistungen, Kapital und vor allem Personen als Prinzipien; die EU könne deshalb der Schweiz unmöglich entgegenkommen. Erfrischend deshalb, dass die Basler Rechtsprofessorin Christa Tobler kürzlich vor EU-Parlamentariern feststellte: Die vier Freiheiten würden für die Schweiz gar nicht uneingeschränkt gelten. Das macht die Verhandlungen allerdings nicht einfacher, wie die Expertin im Interview erklärt. **Seite 34**

Unser Kollege Eugen Sorg hat sich für die aktuelle Titelgeschichte den Berner Schriftsteller Lukas Bärfuss vorgenommen, den «Seher von Thun», einen der meistbejubelten Intellektuellen der Schweiz. Wer ist der Mann? **Seite 16**

In eigener Sache: Die beiden *Weltwoche*-Artikel «Lotse in der Unterwelt» (Nr. 27/15) und «Mauern in aller Welt» (Nr. 18/15) waren grossteils ohne Quellenangabe aus anderen Zeitungen abgeschrieben. Die Chefredaktion hat Massnahmen und Sanktionen ergriffen, damit solche Verfehlungen in Zukunft nicht mehr vorkommen. Wir bitten sowohl die beiden Zeitungen als auch unsere Leserinnen und Leser für diese Fehlleistungen um Entschuldigung.

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch



STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Fabian Gimmi (Assistent)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempster, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

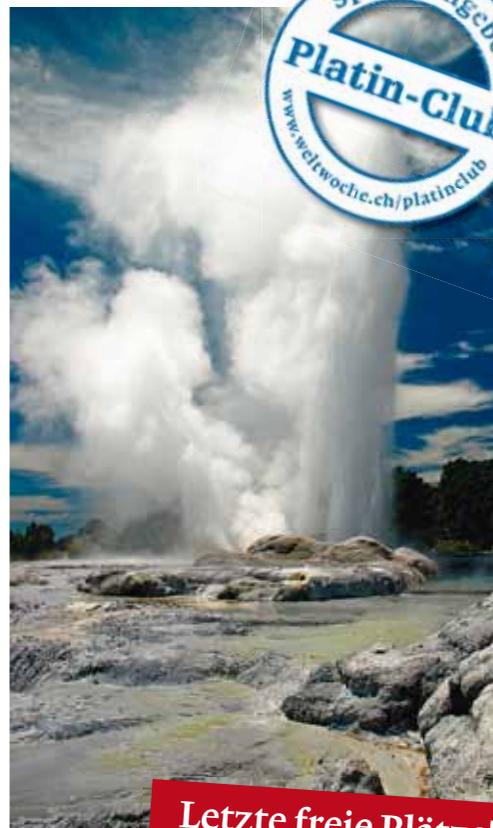
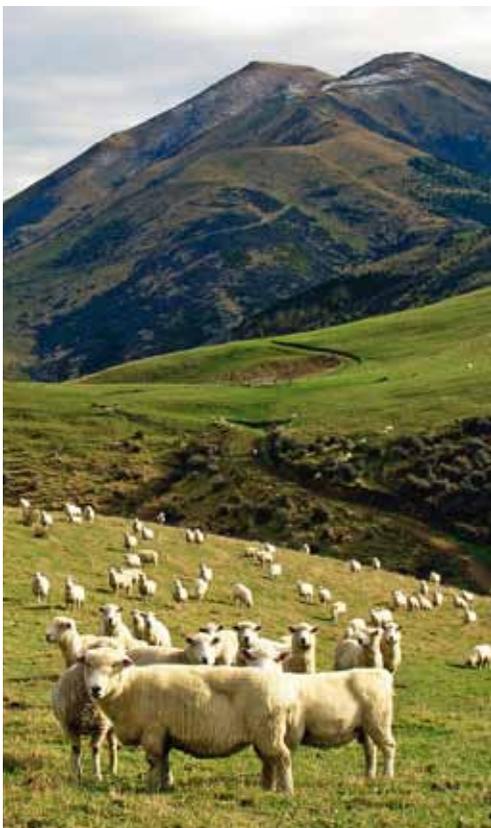
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@aextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





**Letzte freie Plätze!
Jetzt buchen.**

Weltwoche-Expertenreise nach Neuseeland

Auf James Cooks Spuren

Entdecken Sie die atemberaubenden und verborgenen Seiten von Neuseeland. Ihr fachkundiger Begleiter ist der langjährige Korrespondent und Reisebuchautor Urs Wälterlin.

Auch über 240 Jahre nach der waghalsigen Erkundung durch Captain James Cook aus dem englischen Yorkshire hat die Faszination der beiden Hauptinseln im südwestlichen Pazifik nicht abgenommen. Als Weltwoche-Leser haben Sie nun die einmalige Gelegenheit, die andere Seite des Globus in fachkundiger Begleitung kennenzulernen.

Auf der dreiwöchigen Reise geniessen Sie die unglaublichen Naturschönheiten von Geysiren und Jahrmillionen alten Gletschern, die sich im dampfenden Regenwald verlaufen. Oder das Farbenspiel von schneebedeckten Gipfeln, stahlblauen Seen und endlosen Wiesen. Sie entdecken Orte, an die nur wenige Touristen gelangen: die von Kiwis und Gelbaugenpinguinen bevölkerte Stewart-Insel, den charismatischen Taranaki-Vulkan oder mit dem Schiff den Doubtful-Sound-Fjord.

Unterwegs begegnen Sie Angehörigen von Maori-Stämmen und lernen den Teufelskreis von Segregation, Alkoholismus und Arbeitslosigkeit kennen. Beim Besuch der modernen

Zentren von Auckland, Wellington und Christchurch spüren Sie einen Hauch von Good Old England, und beim Essen auf einer Farm erzählen Ihnen die Bauern über die Herausforderungen der neuseeländischen Landwirtschaft. Sie werden empfangen von der Schweizer Botschafterin und erfahren im Gespräch mit einem ausgewanderten Landsmann spannende Hintergründe über das Leben am anderen Ende der Welt.

Ihr begleitender Experte

Der gebürtige Basler Urs Wälterlin lebt mit seiner Familie seit über zwanzig Jahren in



Australien, wo er als Neuseeland- und Ozeanien-Korrespondent für Schweizer und ausländische Printmedien und Radiosender berichtet. Er wird Sie auf der Reise durch Neuseeland während zehn Tagen begleiten.

Platin-Club-Spezialangebot

Expertenreise für Weltwoche-Leser Neuseeland

mit Urs Wälterlin:
21. Oktober bis 13. November 2015

Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 10 900.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 11 100.–

Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise sowie das Anmeldeformular finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch).
Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Merkels EU

Warum die Griechen gerettet werden. Was die Schweiz daraus lernt.

Von Roger Köppel

Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel enttäuscht ihre Interpreten. Die Linken ärgern sich, weil die gelernte Physikerin ihre CDU so weit nach links drückte, bis sie den Linken die Themen wegnahm. Die Rechten wiederum sind gegen die visionslose Ostdeutsche, weil sie in ihr zu Recht eine bis zur Selbstverleugnung biegsame Opportunistin ohne konservative Wurzeln erkennen. Der *Spiegel* nennt sie wegen ihrer Europapolitik «Die Trümmerfrau».

Mag sein, dass es derzeit bessere Politiker in Deutschland gibt als Merkel, das Problem ist nur, dass sie bis jetzt nicht sichtbar werden. Merkel hat viele Schwächen, aber sie hat auch eine Stärke: Sie hat im Unterschied zu allen ihren Gegnern einen sicheren Instinkt dafür, Abstürze und Abgründe zu vermeiden, zu umkurven. Sie ist kalkulierbar in grundlegenden Ausrichtungen, die für Deutschland nach dem letzten Weltkrieg persönlichkeitsbildend sind: Westbindung und Amerikatreue, Europa und Wirtschaftswachstum.

Natürlich wird sie als Kanzlerin alles unternehmen, um ein Auseinanderbrechen der Euro-Zone zu verhindern. «Scheitert der Euro, scheitert Europa» war für sie kein Nebensatz, sondern ein Glaubensbekenntnis, vielleicht ihr einziges. Das wissen die schlaunen Griechen um Premier Tsipras längst. Die EU wird sie nicht fallenlassen, weil Griechenland Teil der EU und weil die EU das Rückgrat der deutschen Nachkriegsidentität geworden ist.

Das deutsche *Handelsblatt* zeigte kürzlich auf einer Titellillustration den griechischen Regierungschef, wie er eine Pistole an seine Schläfe richtet. Selten ging eine provokative Metapher deutlicher in die Hosen, klarer an der Realität vorbei. Tsipras droht doch nicht mit Selbstmord, er muss nicht einmal mit einer Spielzeugpistole in Richtung Brüssel zielen, um seine Wünsche erfüllt zu sehen. Die Griechen führen Europa, spätestens seit 2010, als man ihnen neue Milliardenkredite nachwarf.

Es geht eben nicht um Ökonomie. Es geht um Politik. Die Deutschen konnten nach dem Weltkrieg keine Deutschen mehr sein. Die von ihnen mitaufgebaute und finanzierte EU erwies sich als begehrter Vaterlandsersatz. Der verfemte Deutsche durfte als respektierter Europäer seine Wiederauferstehung feiern. Der Rückfall ins unverdünnte Deutschtum einer zerbröselnden EU ist keine Perspektive. Nicht für Europa, am wenigsten für die Deutschen.



«Für die Schweiz ist das Schauspiel ein Segen.»

Niemand kann heute genau sagen, wo Deutschland aufhört und wo die EU anfängt, aber man muss sehen, dass die EU – neben dem Sozialstaat, der Bundesliga und der Autoindustrie – eine der ganz wenigen Konstanten in der bruchreichen deutschen Geschichte darstellt. Der deutsche Kanzler, der hier freiwillig oder aus höherer Einsicht am Abbau der Europäischen Union durch Zersägung der Einheitswährung mitwirkt, ist noch nicht in Sicht. Diese EU ist für die deutsche Politik – nach wie vor – der als notwendig empfundene Fluchtweg aus einer belasteten nationalen Vergangenheit.



Merkel macht, was vermutlich jeder Mensch an ihrer Stelle tun würde: Sie wurstelt sich durch, so gut es eben geht. Wer es bis jetzt noch nicht gemerkt hat, dem dürfte es beim Anblick der Fernsehnachrichten in den letzten Wochen aufgegangen sein: Die EU ist eine institutionelle Fehlkonstruktion. Es kracht und scherbelt an allen Enden, von der Aussen-grenze bis zur Währungsunion. Es sind keine einfachen Lösungen in Sicht, es gibt kein Licht am Ende des Tunnels. Es gibt nur das anstren-gende, freudlose Werkeln am Widerspruch.

Es bringt nichts, an Merkel herumzunör-geln. Sie ist als Politikerin nicht Urheberin, sondern Symptom jener bedrückenden Schief-lage, in die sich die EU mit den vermutlich besten Absichten selber manövrierte: «Es gibt kein richtiges Leben im falschen», schrieb Adorno. Politische Fehlkonstruktionen wer-den selten von ihren Vertretern weggeräumt. Fehlkonstruktionen zerschellen an der Wirk-lichkeit. Zum Glück. Im Untergang liegt oft der erste Schritt zur Besserung.

Es soll nicht zynisch klingen, aber für die Schweiz ist das Schauspiel um Griechenland ein Segen. Es führt den Leuten vor Augen, dass die von unserer Regierung geplante «insti-tutionelle Anbindung» an diese EU ein Irrtum ist. Mit jedem Tag, den das Feilschen und Schummeln dauert, wird die Europapolitik des Bundesrats unglaubwürdiger. Mit Ver-laub: Kein Mensch, der noch bei Trost ist, würde der Schweiz heute raten, ihre insti-tutionellen Verflechtungen mit dieser EU weiter zu vertiefen. Freundliche Zusammenarbeit auf Sichtdistanz bleibt das Gebot der Stunde.

Vermutlich verpasst der Bundesrat derzeit eine gute Möglichkeit. Die EU ist in einem schlechten Zustand. Franzosen, Griechen und Italiener halten sich wahlweise nicht an die von ihnen unterzeichneten Verträge, sei es im Flüchtlingsbereich, sei es beim Haushalt, sei es bei den Reformen, sei es bei der Öffnung der Landesgrenzen. Die Briten erwägen eine Ab-stimmung über einen EU-Austritt, was in Brüssel auf die Stimmung drückt.

Selten war die Ausgangslage günstiger. Hätte der Bundesrat der EU vor diesem Pro-blemhaufen nicht einfach schlank mitteilen können, er sehe sich aufgrund der schwerwie-genden Umstände in Europa gezwungen, die von Volk und Ständen am 9. Februar 2014 demokratisch beschlossene Migrations-beschränkung dringlich umzusetzen? Selbst-verständlich unter Wahrung der hervorrage-nden bilateralen Beziehungen.

Die EU duldet schwerwiegende Vertrags-verstöße bei ihren hochverschuldeten Mit-gliedstaaten. Würde sie das zahlungskräftige Nichtmitglied Schweiz wegen seiner direkten Demokratie bestrafen? Der Bundesrat sitzt, für einmal, still. Höflich hilft er der EU, indem er sie mit einem Schweizer Volksentscheid in den Sommerferien nicht belästigt.



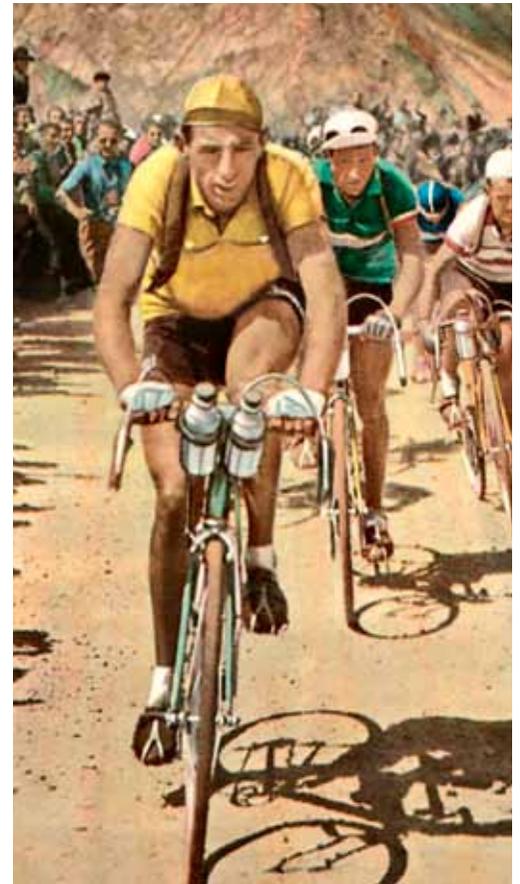
Mission Sonderfall: Christa Tobler. Seite 34



Zwischen West und Ost: Lemberg. Seite 44



Gesuchter Mann: Dell'Ambrogio. Seite 40



Leben und Leiden: Tour de France. Seite 48

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Der europäische Geldautomat

11 Im Auge Isabel Preysler, Dichtergeliebte

12 Iran–USA Der neue Nahe Osten

13 Migration Alarm aus Ankara

13 Asylpolitik Ohne Gründe

14 Personenkontrolle Meiner, Bircher, Pilloud, Mahler, Pepshi, Wasserfallen, Derder, Schneider-Ammann, Levrat, Burkhalter, Widmer-Schlumpf, Wymper

15 Nachruf 1 Philippe Rochat (1953–2015)

15 Nachruf 2 Omar Sharif (1932–2015)

16 **Lukas Bärfuss – Der Seher von Thun**

Eugen Sorg über die Ikone der Kulturelite

22 Die Deutschen Valium fürs Volk

22 Wirtschaft Staatliches Schuldenkarussell

23 Ausland Saure Wahlkampf-Gurken

24 Mörgeli 200 Jahre Kanton Wallis

24 Bodenmann Suppenküchen dank Merkel

25 Medien Das Duell der Kartoffelsäcke

25 Gesellschaft Selfie statt Baby

26 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

28 **Kosten ohne Ende**

Der Fall einer Mazedonierin mit abgelehntem Asylgesuch

30 **Asylanten** Warum haben alle Eritreer ein Handy?

31 **Medizin** Ärztlich bewilligter Betrug

32 **Überschätzte Bilaterale**

Die Schweiz ist gut gefahren, weil sie nicht überbordet hat

34 **«Alles, was heikel ist, haben wir nicht»**

Juristin Christa Tobler über die Beziehung Schweiz–EU

38 **Schattenlohn aus der Stadtkasse**

Die tatsächlichen Gehälter liegen weit höher als ausgewiesen

40 **Das Gespenst von Bern**

Ist der Tessiner Mauro Dell'Ambrogio eine Fehlbesetzung?

42 **Medizin** Qualität statt Quacksalberei

43 **Behörden** St. Galler Informatik-Filz

44 **Liebe und Grausamkeit**

Reportage aus Lemberg, der ukrainischen Kulturmetropole

48 **Die rote Laterne**

Tour de France: Das grosse Drama ganz am Ende des Feldes

50 **Eine Eltern-Fantasie**

Wenn Vater und Mutter ihre Tochter in der Wildnis aussetzen



WIR MACHEN IHREN BODEN ZUR HEIZUNG

Planen Sie einen Umbau? Mit dem JK-System bietet Ihnen die Naef GROUP eine revolutionäre Einfräsmethode für die nachträgliche Installation einer Fussbodenheizung – staubfrei und ohne Verlust der Raumhöhe.

Lassen Sie sich jetzt von unseren Fachleuten beraten:
www.naef-group.com oder auf der **Gratis-Infoline: 0800 48 00 48**



Naef
JK-SYSTEM



«Ich war ein Einzelgänger»: Jurist Nobel. Seite 52

Interview

52 «Wir sind global, universell»

Der Anwalt Peter Nobel über ein bewegtes Leben zwischen Flawil und Moskau, über Dürrenmatt, Putin und Sepp Blatter, Masseneinwanderungsinitiative und Kunst

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Kunst an der Frau

58 Top 10

58 Kino «Mr. Holmes»

59 Jazz Tim Berne's Snakeoil

60 Islamische Apokalypse

Besuch bei Michel Onfray, einem der umstrittensten Intellektuellen Frankreichs

62 Namen Luzerner First Lady

63 Hochzeit Jeanette und Alexander Toczek

63 Thiel Orgien

64 Wein Burkheimer Spätburgunder Ortswein trocken 2012

64 Zu Tisch Othmar Schlegel in der «Locanda Barbarossa», Ascona

65 Auto Mercedes CLS 350 Bluetec Shooting Brake

66 MvH trifft Andreas «Ritschi» Ritschard, Musiker und Musical-Darsteller

Autoren in dieser Ausgabe

Eugen Sorg



Der freie Autor war Psychotherapeut und IKRK-Delegierter, bevor er ab 1992 als Reporter aus Krisengebieten berichtete.

Von 2001 bis 2009 war er Journalist bei der *Weltwoche*. Er dokumentiert, wie sich Schriftsteller Lukas Bärfuss vom Herumstreuner zur Ikone der Kultureliten entwickelte. Seite 16

Markus Senn



Der Homöopath und Naturheilpraktiker hat eine Praxis in Schaffhausen und ist zuständig für die Qualitätssicherung in der Organisation der

Arbeitswelt Alternativmedizin (Oda AM). In seinem Beitrag distanziert er sich von Quacksalberei und mittelalterlicher Hexenmedizin. Seite 42

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



© UBS 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Miterleben

Einzigartige Momente beim Montreux Jazz Festival.

ubs.com/montreuxjazzfestival



Bis zu 82% Rabatt!

Jetzt Probe lesen, sparen und gewinnen!

Profitieren Sie beim grossen Verlags-Spezial gleich doppelt: Sie lesen Ihren Wunschtitel zum Vorzugspreis und gewinnen vielleicht schon bald eines von insgesamt fünf iPad Air. Wir wünschen Ihnen viel Glück!



Grosser Wettbewerb
5x je ein iPad Air,
9,7"-Retina-Display, 16 GB,
Wi-Fi, spacegrau.

www.abo24.ch



37% sparen
Herausragende Umwelt-, Reise- und Natur-Reportagen. 2 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 32.–*

48% sparen
Wissen, was wichtig ist. 10 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 48.–*

41% sparen
Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.– statt Fr. 25.50*

32% sparen
Das Magazin für Fitness und Ausdauer-sport. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 29.40*

46% sparen
Unterhaltsam, spannend und nützlich. 12 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 46.80*

30% sparen
Das Schweizer Magazin über das Leben mit Enkelkindern. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.50*

33% sparen
Geniessen mit Annemarie Wildeisen's KOCHEN. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 30.–*

46% sparen
Die besten Schweizer Rezepte: gelingsicher, saisonal, genussvoll! 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 37.50*



44% sparen
Das Magazin für ganzheitliches Leben. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 35.60*



37% sparen
Tipps für den Umgang mit PC, Smartphone und Tablet. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 31.80*



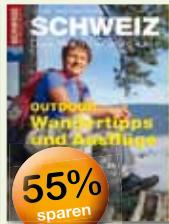
58% sparen
Schweizer Magazin für Wohnen, Architektur und Design. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 47.50*



50% sparen
Lesen, was mich bewegt. 6 Ausgaben für nur Fr. 19.90 statt Fr. 40.20*



32% sparen
Das beliebte Kochmagazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 29.40*



55% sparen
Outdoor- und Freizeit-tipps für die ganze Familie. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 44.40*



58% sparen
Die meistgelesene People-Zeitschrift der Schweiz. 10 Ausgaben plus 2x SI Style für nur Fr. 25.– statt Fr. 60.80*



33% sparen
Das Magazin über das gute Leben auf dem Land. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.– statt Fr. 22.50*



43% sparen
Das grösste Fashion- & Celebrity-Magazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 35.40*



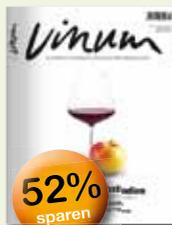
55% sparen
Relevante News und intelligente Unterhaltung. 10 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 44.–*



82% sparen
Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. 30 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 112.50*



67% sparen
Mehr Lesespas für die ganze Familie. 12 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 60.–*



52% sparen
Lesegenuss für Weinliebhaber und Experten. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 41.40*



41% sparen
Voller Einsatz für die Schweiz. 5 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 42.50*



39% sparen
Das Magazin für Mütter und Väter in der Schweiz. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 32.80*



33% sparen
Das Magazin für Menschen mit Lebens-erfahrung. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 30.–*

Ihr Profitier- und Gewinncoupon

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu 82% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel um ein iPad Air teil!

Bitte gewünschte/r Titel ankreuzen:

- | | | |
|---------------------------------------|--|--|
| <input type="checkbox"/> Animan | <input type="checkbox"/> natürlich | <input type="checkbox"/> SI Style |
| <input type="checkbox"/> Beobachter | <input type="checkbox"/> PCtipp | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung |
| <input type="checkbox"/> Bioterra | <input type="checkbox"/> RAUM UND WOHNEN | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger |
| <input type="checkbox"/> FIT for LIFE | <input type="checkbox"/> Reader's Digest Schweiz | <input type="checkbox"/> Tierwelt |
| <input type="checkbox"/> Glückspost | <input type="checkbox"/> Saisonküche | <input type="checkbox"/> VINUM – Europas Weinmagazin |
| <input type="checkbox"/> Grosseltern | <input type="checkbox"/> SCHWEIZ Wandermagazin | <input type="checkbox"/> Weltwoche |
| <input type="checkbox"/> KOCHEN | <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte | <input type="checkbox"/> wir eltern |
| <input type="checkbox"/> Le Menu | <input type="checkbox"/> Schweizer Landliebe | <input type="checkbox"/> Zeitlupe |

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen 10-Franken-Gutschein von Migros.



Vorname _____

Name _____

Strasse, Nr. _____

PLZ/Ort [] [] [] [] _____

Telefon _____

E-Mail _____

Oder schneller gehts unter:

www.abo24.ch

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich künftig abo24.ch oder die beteiligten Verlage via E-Mail über weitere interessante Angebote informieren.



*Im Vergleich zum Einzelkauf. Gilt nur für Neuabonnenten in der Schweiz. (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten.)

Der europäische Geldautomat

Von Beat Gygi — Die Europäische Zentralbank mischt sich immer stärker in die Politik ein, dafür erwarten die Regierungen von ihr immer mehr Geld.



Geldproduktionsmaschine: Zentralbank-Präsident Draghi, am 11. Juli in Brüssel.

Griechenland bekommt neues Geld» – diese Schlagzeile tönt vertraut, man hat sie am Montag dieser Woche gelesen und auch bei früheren Gelegenheiten schon mehrmals, aber was heisst eigentlich «neues Geld»? Zuerst denkt man an neue Zusagen der Regierungen der Euro-Zone, die ihren Kollegen in Athen weitere Unterstützung aus dem Rettungsfonds, Kredite und andere Zuschüsse versprechen. Diese Mittel müssen die Politiker aber zuerst irgendwoher nehmen, und die Leute, denen sie weggenommen werden, müssen sie zuerst irgendwie verdienen.

Es ist also nicht ganz einfach, Griechenland «neues Geld» zu versprechen, da immer irgendwer die Summen lockermachen muss und womöglich eine Quittung dafür verlangt – halt, nein, man könnte natürlich einfach mit einer Maschine neues Geld produzieren und dieses den Griechen geben, dann tut das niemandem wirklich weh. Die EU-Elite, die seit über fünf Jahren mit der Griechenland-Rettung beschäftigt ist, hat dies erkannt und ist erfolgreich daran, die Europäische Zentralbank (EZB) so in den europäischen Rahmen zu integrieren, dass diese benutzt werden kann, um bei Bedarf neues Geld zu fabrizieren.

EZB-Präsident Mario Draghi ist ungefähr in der Mitte seiner achtjährigen Amtszeit, die er im November 2011 begonnen hat, und wenn er

so weiterarbeitet, wird er es weit bringen mit dem Einbauen der Geldproduktionsmaschine in die komplizierte Umverteilungsanlage der EU. Vor etwa drei Jahren hat er viel Aufsehen erregt mit dem Ausspruch, die EZB werde alles unternehmen, um die Währungsunion zu erhalten. Diesen März hat die EZB mit dem vorher gebührend angekündigten Aufkaufen von Staatspapieren begonnen, für die bis im Herbst 2016 monatlich der Gegenwert von sechzig Milliarden Euro in die Märkte fliessen soll. Es sind weitere Spielarten der Versorgung mit Fast-Gratisgeld denkbar.

Flexible Spielregeln der Währungsunion

Heute sind es noch primär Steuergelder, die in die EU-weite Umverteilung geleitet werden. Im Nettozahlerstaat Deutschland ist bei grösseren Verschiebungen das Parlament zu begrüßen, was für die Regierung unangenehm ist. Sie ist allerdings froh, dass sie nicht das Volk fragen muss. Es kann sein, dass es in Zukunft nicht nur um die Stützung Griechenlands oder eines anderen Peripheriestaates gehen wird, da grosse Länder wie Italien mit ähnlichen Gebrechen und ebenfalls mit hoher Schuldenlast unterwegs sind.

Natürlich darf Draghi laut den Spielregeln der Währungsunion nicht direkt Politik zu-

» Fortsetzung auf Seite 12

Im Hitzeschatten



Isabel Preysler, Dichtergeliebte.

Eine Frau für alle Jahreszeiten des Lebens und der Liebe. Isabel Preysler fasziniert Spanien. Und Männer. Das Land erlebt eine rührende Sommerromanze im Hitzeschatten. Fünf Tage nachdem sie goldene Hochzeit gefeiert hatten, teilte der peruanische Dichter und Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa, 79, seiner Ehefrau Patricia, 70, mit, dass er nicht mehr nach Hause kommen werde. «Es ist diesmal keine kurze Geschichte. Jetzt weiss ich, was Glück ist. Ich habe nicht mehr viel Zeit.» Wer sein Glücksfall war, wurde offensichtlich anlässlich eines Empfangs im Buckingham Palace bei der Queen und letzte Woche endlich in einer ausführlichen Bildstrecke im spanischen Herz-und-Schmerz-Blatt «¡Hola!». Den Text dazu hat die neue Flamme des Dichters gleich selber geschrieben, denn sie ist die Starjournalistin des Magazins: Isabel Preysler, 64, unvergängliche Beauty und Männerexpertin und, momentan auch in eigener Sache besonders hilfreich, Verfasserin des Vorworts zum Handbuch «Die elegante Scheidung oder Wie man sich mit Stil entliebt».

Wahrscheinlich nie mehr seit Arthur Miller und Marilyn Monroe sind sich Intellekt und Schönheit so nahe gekommen. Isabel Preysler war mit 16 Jahren und einem Missentitel aus Manila nach Madrid ausgewandert, lernte an einem irisch-katholischen Institut Buchhaltung und war schon früh für «¡Hola!» unterwegs. Einer ihrer ersten Interviewpartner: Julio Iglesias, damals ein vielversprechender Fussballtorhüter von Real Madrid, der gerade eine Sängerkarriere begann. Sie heirateten, der Troubadour versetzte sie dauernd mit Groupies, und als sie sich trennten, rief er ihr nach: «Ohne mich bist du nichts!» Er irrte: Ihr nächster Mann war der Latifundienbesitzer Marqués de Griñón, eine Episode, bevor sie den Finanzminister Miguel Boyer heiratete. Letztes Jahr wurde sie Witwe. Mit ihrer Porzellanschönheit wirbt die fünffache Mutter für Schuhe, Geschirr, Autos, Schmuck und ihre eigene Kosmetiklinie. Isabel Preysler interviewte Vargas Llosa übrigens schon vor dreissig Jahren, aber es passierte noch nichts. Peter Hartmann

gunsten seines Heimatlandes betreiben, aber die Spielregeln der Währungsunion haben sich wiederholt als sehr flexibel erwiesen. Statt «Italien» kann man auch «Süd-Euro-Zone» sagen; so würde sich etwa erklären, warum sich der französische Präsident Sarkozy 2011 für Draghi als Nachfolger des abtretenden Franzosen Jean-Claude Trichet an der EZB-Spitze ausgesprochen hat.

Die EZB hat sich schon lange vom ursprünglichen Modell einer unabhängigen Notenbank entfernt, für die seinerzeit die Deutsche Bundesbank als Modell gedient hatte. Das Kräfteverhältnis zwischen einem «Hartwährungslager» nach deutscher Vorstellung und einem «Weichwährungslager» nach französisch-italienischen Wünschen veranschaulicht, wie politisch die Notenbank innerlich geworden ist.

Sie ist aber auch nach aussen hin politischer geworden. Zur Illustration ein kleines Beispiel: Im Juni veröffentlichte die EU-Kommission eine Broschüre mit dem Titel «Die Wirtschafts- und Währungsunion Europas vollenden» und darunter stand: «vorgelegt von: Jean-Claude Juncker in enger Zusammenarbeit mit Donald Tusk, Jeroen Dijsselbloem, Mario Draghi und Martin Schulz».

Irritierende Zusammenarbeit

Das mag zunächst lobenswert oder harmlos erscheinen, aber im Grunde ist es irritierend, wenn der Präsident der EU-Kommission in enger Zusammenarbeit mit dem EU-Ratspräsidenten, dem Chef der Euro-Gruppe, dem EZB-Präsidenten und dem EU-Parlamentspräsidenten eine Strategie zur Zukunft der Währungsunion vorlegt. Die EZB ist voll eingebunden, und dieses Kooperationsmuster zieht sich durch die laufenden Rettungsaktionen wie auch durch die Reformvisionen. Die Aufgabenteilung und Grenzen zwischen Geldpolitik und übriger Politik verschwimmen zunehmend.

Die EZB hat unter Draghis Führung bereits viele Chancen genutzt, um in die Politik vorzudringen. Sie hat sich an den politisch motivierten Euro-Rettungsaktionen beteiligt, sie überflutet die Wirtschaft derart mit Geld, dass störende Schuldzinsen praktisch verschwinden, und mit der Übernahme der Aufsicht über die Finanzmärkte wird sie zum riesigen Regulierer, der früher oder später in Konkurrenz zu anderen Behörden geraten kann.

Ganz geheuer ist es Politikern nicht, sich auf einen Handel mit einem derart kräftigen Partner einzulassen, aber wenn sie geschickt spielen, werden sie den Tauschhandel so einrichten, dass sie der EZB zusätzliches Terrain geben, wenn die Notenbank ihnen dafür Gratisgeld gibt.

Iran–USA

Der neue Nahe Osten

Von Pierre Heumann — Der Atom-Deal mit dem Iran ist ein Sieg für Teheran. Amerika geht zu seinen traditionellen Verbündeten in Jerusalem und in Riad auf Distanz.

Für einmal ist das oft bemühte Wort vom «historischen Abkommen» nicht übertrieben. Der Atom-Deal, der am Dienstag in Wien vereinbart worden ist, läutet ein neues Zeitalter ein. US-Präsident Barack Obama geht zu Israel und Saudi-Arabien, seinen traditionellen Verbündeten im Nahen Osten, auf Distanz. Gleichzeitig sucht er ein neues Verhältnis ausgerechnet zu jenem Land, in dem die USA auch heute noch als «grosser Satan» verteufelt werden. Damit zementiert das Abkommen das, was sich seit längerem abgezeichnet hat. Obama hat sich über sämtliche Bedenken und Warnrufe der amerikanischen Freunde in der Region hinweggesetzt, um das Abkommen mit Teheran unter Dach und Fach zu bringen.

Terror war kein Thema

Mit dem Deal wird der Iran nach einer langen Verbannung wieder als Mitglied in die Weltgemeinschaft aufgenommen. Dies ist für Teheran nicht nur eine Eintrittskarte für den Klub der Mächtigen. Das Abkommen mit den Weltmächten stärkt und festigt auch die regionale Position der Islamischen Republik.

Was eine schlechte Nachricht für die Stabilität im Mittleren Osten ist. Denn der Iran feuert seit Jahren die Schiiten in der Nachbarschaft an, unterstützt diejenigen, die gegen sunniti-

sche Regimes vorgehen oder diese stürzen wollen. Teheran ist als ziemlich bester Freund von zahlreichen Terrorgruppen berüchtigt. Die Stärke des iranischen Einflusses im Mittleren Osten zeigt sich daran, dass vier arabische Hauptstädte direkt oder indirekt in iranischer Hand sind. Zum De-facto-Einflussgebiet des Iran gehören zudem umfangreiche Gebiete im Libanon, in Syrien und im Irak.

Abkommen hin oder her: Irans Unterstützung von Terrormilizen darf weitergehen. Sie wird im Deal nicht angesprochen. Das Thema blieb während der Verhandlungen unerwähnt, weil sonst der Deal keine Chance gehabt hätte.

Israel und Saudi-Arabien sind die grossen Verlierer des Abkommens. Beide sind überzeugt, dass der Deal nicht hält, was er verspricht. Premierminister Benjamin Netanjahu fühlt sich deshalb nicht an das Abkommen gebunden – er pfeift darauf.

Ein Iran mit Atomwaffen wäre auch für Saudi-Arabien ein Albtraum. Riad ist deshalb in höchstem Mass beunruhigt. Das sunnitische Königreich Saudi-Arabien betrachtet den schiitischen Iran als Erzfeind und befürchtet jetzt einen noch stärkeren Einfluss Teherans. Was Obama verhindern wollte, ist nur noch eine Frage der Zeit: das atomare Wettrüsten in der Region.

Obama setzt auf die Mullahs

Dass US-Präsident Barack Obama Hand bietet zur Stärkung Teherans, wird nicht nur in Israel, sondern auch in der arabischen Welt mit grosstem Befremden registriert. Von Jerusalem bis Riad ist man heute überzeugt, dass sich Washington von seinen traditionellen Verbündeten lösen will. Fortan, so die nüchterne Analyse, will Obama offensichtlich vermehrt auf die Mullahs setzen.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist der Artikel, den der ehemalige britische Botschafter in Washington, Sir Christopher Meyer, am vergangenen Freitag im *Telegraph* publizierte. Er beschreibt die neue strategische Allianz Iran–USA, deren Auswirkungen nicht unterschätzt werden sollten. Weil sich der sunnitische Islamische Staat im Mittleren Osten ausbreite, meint Meyer, führe das zwangsläufig zur Einsicht, «dass im 21. Jahrhundert unser strategischer Alliierte in der Region der Iran sein muss». Was ein Punktsieg für die Schiiten ist – und eine kalte Dusche für Israel, Saudi-Arabien und die Länder am Persischen Golf.



Punktsieg: iranischer Aussenminister Sarif.

Alarm aus Ankara

Die Türkei will syrische Flüchtlinge künftig nach Europa weiterziehen lassen. Die Ankündigung setzt auch die Schweiz unter Zugzwang.



Umdenken: syrische Flüchtlinge an der türkischen Grenze.

Die Warnung aus Ankara ist ernst zu nehmen – und sie gilt auch für die Schweiz. Die Türkei will sich künftig weigern, Europa einen Grossteil der syrischen Flüchtlingslast abzunehmen. Sie habe schlicht keine Kapazität, noch mehr Flüchtlinge zu absorbieren, mahnt Volkan Bozkir, Minister für EU-Angelegenheiten.

Bozkirs Sorgen sind verständlich. Kein Land bietet mehr Menschen aus Syrien Zuflucht als die Türkei. Fast jeder zweite syrische Flüchtling hat in der Türkei Unterschlupf gefunden. Das belastet nicht nur den Staatshaushalt, es führt auch zu innenpolitischen Spannungen. Sein Land sei angesichts der wachsenden Flüchtlingszahlen aus Syrien einfach überfordert, sagt deshalb Bozkir.

Hintergrund seiner alarmierenden Worte sind die Kämpfe um die syrische Stadt Aleppo, in der vor vier Jahren mehr als zwei Millionen Menschen lebten. Sie könnten einen neuen Flüchtlingsschub auslösen. Viele würden dann in der Türkei Zuflucht suchen. Die 900 Kilometer lange Grenze zu Syrien lässt sich nicht hermetisch abriegeln.

Asylrecht ungenügend

Die türkische Regierung will künftig die Vertriebenen direkt nach Europa weiterziehen lassen. Damit dürfte das Migrationsproblem

für Europa noch akuter werden, zumal sich die EU nicht einig ist, nach welchem Schlüssel die Flüchtlinge auf die Gemeinschaft verteilt werden sollen.

Dass die Türkei kein Auffangbecken für neue Flüchtlingsströme aus Syrien mehr sein will, muss zu einem Umdenken in der Asylpolitik führen. Von einem Anschwellen der Flüchtlingsströme ist auszugehen. Die unübersichtliche Lage, die verworrenen Interessen und die eskalierende Gewalt in Syrien nähren wenig Hoffnung auf eine schnelle politische Lösung der Krise. Mit der türkischen Warnung droht deshalb eine Ausweitung des syrischen Flüchtlingselends auf ganz Europa.

Weigert sich die Türkei künftig, die nächste Flüchtlingswelle aus Syrien aufzufangen, kommt auch auf die Schweiz einiges an neuen Belastungen zu. Dringend geboten sind deshalb entschiedene, der verschärften Lage angemessene Massnahmen.

Am 20. Juli wollen sich Justiz- und Innenminister Europas in Brüssel erneut beraten. Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat bereits letzte Woche zugesagt, eine «Beteiligung der Schweiz am Relocation-Programm für schutzbedürftige Personen» zu prüfen. Doch es zeigt sich je länger je mehr: Mit Asylrecht allein lässt sich das Problem nicht mehr bewältigen, geschweige denn lösen. (ph)

Ohne Gründe

Von Alex Reichmuth — Bern erteilt abgelehnten Asylanträgen inflationär Bleiberechte.

Es werden immer mehr. Zwar lagen bei Redaktionsschluss die Zahlen zu den Asylgesuchen im Juni noch nicht vor. Dass sie erneut stark gestiegen sind, war aber schon klar: «In den letzten Wochen stellten überdurchschnittlich viele Menschen ein Asylgesuch in der Schweiz», gab das Staatssekretariat für Migration (SEM) am Dienstag bekannt. Das habe zu «Engpässen in den Beherbergungsstrukturen des Bundes» geführt. Überfüllte Asylzentren, explodierende Sozial- und Betreuungskosten für aktuelle und ehemalige Asylbewerber – all das ist wohl Ausdruck des «Erfolgs», dessen sich Bern in der Flüchtlingspolitik rühmt: Die Behörden erteilen massenhaft Bleiberechte für Asylsuchende – was in ihren Augen wiederum beweist, dass fast nur echte Flüchtlinge ins Land kommen.

Mitglieder von Asyl- und Migrationsbehörden berichten hinter vorgehaltener Hand aber von stossenden Entscheiden – etwa von solchen, bei denen abgelehnte Asylbewerber als «vorläufig aufgenommen» bleiben können. Gemäss Gesetz müsste deren Rückreise «unzulässig, unzumutbar oder unmöglich» sein. Doch oft weiss niemand, warum auf eine Ausweisung verzichtet wird. Der *Weltwoche* liegt etwa der Fall einer iranischen Familie vor (Vater, Mutter, Kind im Teenageralter). Der Vater machte eine Rolle als verfolgter Oppositioneller geltend. Das SEM erachtete die angeführten Fluchtgründe aber als «widersprüchlich, unlogisch und realitätsfremd» und sah keine Anzeichen dafür, dass die Familie nach einer Rückkehr in den Iran bedroht wäre. Trotzdem durfte die Familie bleiben. «In Würdigung sämtlicher Umstände» sei eine Wegweisung «unter Berücksichtigung der Aktenlage im gegenwärtigen Zeitpunkt» nicht zumutbar, heisst es im Entscheid lapidar.

Gleich war es im Fall des Syrers, der 2013 in Zizers GR Geiseln nahm und dafür später mit viereinhalb Jahren Gefängnis bestraft wurde. Auch ihm gestand das SEM trotz abgelehntem Asylentscheid ohne Begründung eine vorläufige Aufnahme zu – obwohl es erklärterweise keine Anhaltspunkte dafür fand, dass dem Mann nach einer Rückkehr in Syrien Nachteile drohen (*Weltwoche* Nr. 26/15). Im Prinzip sollte das SEM und die zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga Vertrauen in der Bevölkerung schaffen, dass sie in der Asylpolitik vernünftig agieren. So aber wird das letzte Vertrauen zerstört.

Mehr zum Thema: Seite 28

Personenkontrolle

Pilloud, Mahler, Pepshi, Wasserfallen, Derder, Schneider-Ammann, Levrat, Burkhalter, Widmer-Schlumpf, Whympfer

Auch bei den SBB ist die Schuldfrage offenbar geklärt. Für die zahlreichen Streckenunterbrüche der letzten Tage infolge hoher Temperaturen sind nicht die Bundesbahnen selber verantwortlich – nein, es ist der Klimawandel. «Wir beobachten die längerfristigen Folgen der Klimaerwärmung sehr genau», versicherte jedenfalls **Jeannine Pilloud** gegenüber der *Sonntagszeitung*. Die Chefin Personenverkehr der SBB weiss somit mehr als führende Klimaforscher, die nach wie vor keine Häufung von Extremwetter-Ereignissen infolge der Erderwärmung feststellen können. (are)

In der letzten Ausgabe berichtete die *Weltwoche* über den 79-jährigen ehemaligen RAF-Gründer und Terroristenverteidiger **Horst Mahler**, der seit sechs Jahren wegen Verbreitung rechtsextremen Gedankengutes (sogenannter Volksverhetzung) in der Justizvollzugsanstalt (JVA) Brandenburg im Strafvollzug sitzt. Einem Terroristen wird in Deutschland verziehen – für einen Holocaust-Leugner gibt es kein Pardon, auch wenn er bloss mit Worten um sich geschossen hat und schwerkrank auf dem Sterbebett liegt. Alles bloss Übertreibung? Am 7. Juli beschwichtigte JVA-Leiter Kurt Eggebrecht, dem gesundheitlich schwer angeschlagenen Insassen gehe es «den Umständen entsprechend» gut; einen Tag darauf wurde Horst Mahler in «lebensbedrohlichem» Gesamtzustand in die Intensivstation verlegt. Am Montag wurde der schwer zuckerkrankte Häftling wegen eines Wundbrandes am Fuss notfallmässig operiert. Erst auf heftiges Protestieren von Mahlers Ehefrau Elzbieta zog die JVA einen Aufseher aus dem Operationssaal zurück, der den prominenten Häftling rund um die Uhr überwacht, als wäre er Al Capone. Besteht Fluchtgefahr? Am Dienstag, 14. Juli, wurde Mahler erneut operiert – man amputierte ihm den mittlerweile abgestorbenen Fuss. Immerhin will Eggebrecht dem Vernehmen nach überprüfen, ob Horst Mahler hafterstehungsfähig ist. (axb)

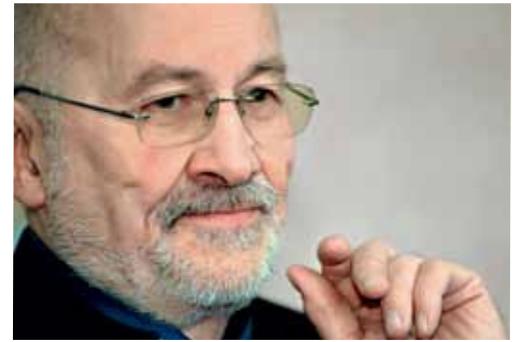
Wer den Schweizer Pass erhält, geniesst damit eine weltweit einzigartige Mitbestimmung – aber viele eingebürgerte Schweizer nutzen die demokratischen Rechte noch nachlässiger als die eingewanderten. Die Parteien buhlen deshalb im Nationalratswahlkampf um die 800 000 Menschen mit Migrationshintergrund und Stimmrecht. Die CVP setzt, dank



«Klimaerwärmung»: SBB-Managerin Pilloud.

einer Verbindung mit der Demokratischen Liga des Kosovo, auf rund ein Dutzend Kandidierende mit kosovarischen Wurzeln, darunter **Keshtjella Pepshi**, die ehemalige Miss Universe Kosovo. Und für ein paar Wählerstimmen zeigt sich die Christliche Volkspartei auch beim Glauben flexibel. «Entscheidend ist nicht die Religion», sagte der Luzerner Anwalt Martin Schwegler als Gründer der ersten kosovarischen CVP-Sektion im *Tages-Anzeiger*: «Von daher kann ein Muslim ein besserer Christ sein.» Vor allem die SPS zapft das Reservoir an Secondos an, fast ein Drittel der Kandidierenden bringe Migrationserfahrung mit, sagt Co-Generalsekretärin **Flavia Wasserfallen**: «Wir fördern Kandidaten mit ausländischen Wurzeln gezielt.» Und nicht nur dies: Die Partei spricht deren Wähler gezielt an – auch mit Flyern auf Albanisch, Spanisch, Portugiesisch und Tamil. Zur Erinnerung: Wer die weltweit einzigartigen demokratischen Rechte bekommen will, muss sich einbürgern lassen und dabei vor allem beweisen, dass er eine Landessprache beherrscht. Diese Landessprachen sind gemäss Bundesverfassung: Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch. (sär)

Letzte Woche trafen sich im Bundeshaus 300 Delegierte aus dreissig französischsprachigen Ländern zur Parlamentarischen Versammlung der Frankophonie. Einer fehlte, der Präsident der Schweizer Delegation, FDP-Nationalrat **Fathi Derder** (VD). Er zog eine (Gratis-)Reise mit Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** in die USA dem Frankophonie-Treffen vor. Dabei soll Derder die Tagesordnung des Treffens massgeblich gestaltet haben. SP-Präsident **Christian Levrat**, der den Vorsitz übernehmen musste, schimpfte hinter den Kulissen wie ein Rohrspatz über den unzuverlässigen FDP-Mann aus der Waadt. Am Mikrofon des Westschweizer Radios gab sich Levrat dann wieder brav: Es sei alles nicht so schlimm. Was fällt uns sonst noch zu Derder ein? Seit er Nationalrat ist, überhäuft er die beiden Bundes-



Erneut operiert: Ex-Terrorist Mahler, 2009.



Für ein paar Wählerstimmen: Keshtjella Pepshi.

räte seiner Partei mit teils grotesken Liebesbekundungen. Zu Jahresbeginn lancierte er Bundesrat **Didier Burkhalter** zuerst als Friedensnobelpreisträger, später als Uno-Generalsekretär. Momentan schleimt er sich bei Bundesrat **Schneider-Ammann** ein. (hmo)

Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf**, bei den Erneuerungswahlen im Dezember sturzgefährdete BDP-Bundesrätin, informierte sich in Zermatt über die Risiken in luftigen Höhen. Vor einer Woche reiste sie in Begleitung von Informationschefin Brigitte Hauser-Süess zur Premiere des Freilichtspiels «The Matterhorn Story» nach Zermatt. Das Stück handelt vom Drama um die Erstbesteigung des Matterhorns vor 150 Jahren. Beim Abstieg vom «Horn» glitt einer der Erstbesteiger aus und riss drei Mitglieder in den Abgrund. Wie die Matterhorn-Bezwinger könnte auch Widmer-Schlumpf fallen, wenn ihre Partei bei den National- und Ständeratswahlen im Oktober den falschen Tritt erwischt. Ein Fehler, der die Absturzwahrscheinlichkeit erhöht, zeigte sich schon vor 150 Jahren: Erstbesteiger **Edward Whympfer** schnitt beim Aufstieg das Seil durch, um vor den anderen am Gipfel anzu-



Reise in die USA: FDP-Nationalrat Derder.



Luftige Höhen: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.



«Gerne haben»: Aussenminister Burkhalter.

kommen. Ähnliches wagte auch die Widmer-Schlumpf-Partei, als sie sich aus der Seilschaft mit der CVP befreite. (hmo)

Nichts verärgert Obwaldner mehr, als wenn man den auf ihrem Territorium liegenden geografischen Mittelpunkt der Schweiz, die Älggialp, nach Schwyz verlegt – wie dies die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe tat. Dafür bitten wir um Entschuldigung und geloben Besserung. Wir waren aber offenbar nicht die Einzigen, die unter der grossen Hitze litten. Nach seiner Ehrung auf der Älggialp als Schweizer des Jahres vertraute Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) dem Zentralschweizer Fernsehsender Tele1 an, welchen Eigenschaften er diese Ehre wohl verdanke: «Es ist etwas, das ich gerne mache, es sind Werte, welche die Schweiz gerne haben, es ist etwas, das nützlich ist. Dann sieht man Wert und Arbeit zusammen, und auch Personen, die das machen mit Herz. Dann ist das alles ein gutes Cocktail.» Wenn er sich bei seinen unzähligen Auslandsreisen so ausdrückt wie auf der Älggialp, darf man sich nicht wundern, wenn das Ausland die Schweiz je länger, desto weniger versteht. (hmo)

Nachruf



Unermüdlich: Spitzenkoch Rochat.

Philippe Rochat (1953–2015) — Es gibt Menschen, an die man sich schwerlich erinnert oder dann nur mit etwas Anstrengung. An Philippe Rochat erinnert man sich sofort. In den achtziger Jahren war Rochat mit Frédy Girardet das Dream-Team von Crissier. Dann zog sich Girardet zurück, und Rochat übernahm das berühmte Restaurant zusammen mit seiner ersten Frau, Franziska, und es gelang ihm, durch Fleiss, Genialität und unermüdliches Schaffen aus dem Schatten seines grossen Meisters zu treten. Dies war eine seiner grossen Leistungen. Nicht nur war es ihm gelungen, das Team zusammenzuhalten, zu stärken und nach Bedarf zu erneuern, es war ihm auch gelungen, Gäste und Kritiker sowie Fachleute und Kollegen zu faszinieren und mit seinem Stil und seinen Kreationen zu begeistern.

Wie viele junge Menschen hat er auf einen guten, erfolgreichen Weg geleitet? Wie vielen hat er jahrzehntelang Genuss und Freude bereitet? Wie oft hat die Schweiz durch ihn auch im Ausland gegläntzt und brilliert? Wie vielen Partnern hat er durch seinen Qualitätsanspruch zu mehr Stolz und Erfolg verholfen? Die Schweiz verliert einen grossen Menschen. Lieber Philippe, du fehlst uns sehr, aber du lebst weiter in all dem, was du uns hinterlässt, was du uns gelehrt hast und was du uns vorgelebt hast. Nie werde ich deinen «Lièvre à la royale» vergessen, und nie werde ich dein verschmitztes Lächeln vergessen, wenn dir wieder mal ein neues Gericht gelungen war. Wir danken dir von Herzen, lieber Freund, für die unzähligen wundervollen Momente. Adieu, cher ami Philippe. *André Jaeger*



Überirdischer Schönling: Schauspieler Sharif.

Omar Sharif (1932–2015) — Dass er 1966 in «The Night of the Generals» mit seinem sanft orientalischen Einschlag ausgerechnet einen deutschen Wehrmachtsoffizier spielte, hatte er einzig und allein seiner Rolle als Doktor Schiwago im gleichnamigen Film (1965) zu verdanken. Dieser Frauentraum mit der charakteristischen Zahn-lücke und den grossen dunklen Augen, die jeden Sauerstoff aus der Luft zu saugen schienen, vor allem jenen der Damen, war nach dem Welterfolg als russischer Dichter, der Melancholie-verzweifelt zwischen seiner Gattin Tonja (Geraldine Chaplin) und der Herzensdame Lara (Julie Christie) in der Kälte Russlands hin und her taumelt, zu einem derartigen Kassenmagneten aufgestiegen, dass die Produzenten den geradezu überirdischen Herzensbrecher selbst gegen jede Vernunft besetzten.

Allzu lange ging das nicht gut, weil Omar Sharif, Sohn eines erfolgreichen Holzhändlers, in Alexandria geboren, in Kairo aufgewachsen und in London zum Schauspieler ausgebildet, immer mehr wie ein überirdischer Schönling in den Rollen wirkte, der wie auf einem angeschwollenen Fluss des Sex-Appeals dahintrief, ohne wirkliche dramaturgische Funktion. Als er in «Funny Girl» (1968) eine Jüdin (Barbra Streisand) küsste, war das in der islamischen Kultur nicht comme il faut. «Goha» (1958), eine französisch-tunesische Produktion, machte ihn bekannt, und in «Lawrence of Arabia» (1962) war er, neben Peter O'Toole, wohl am eindrücklichsten. Doch Doktor Schiwago überschattete alle seine späteren Rollen. Den Gambler, der Millionen verzockte, hat das ein Leben lang geärgert. *Wolfram Knorr*

Der Seher von Thun

Von Eugen Sorg — Der 44-jährige Schriftsteller Lukas Bärfuss gehört zu den erklärten Lieblingen der gebildeten Stände. Spannender als seine Moralpauken ist sein Werdegang. Der Emporkömmling entlarvt den Dichterkult, den er und seine Feuilleton-Jubler seit Jahren veranstalten.

Es waren Szenen wie aus einem Theaterstück von Lukas Bärfuss. Das Drama hiess «Tod im Mittelmeer – Was kümmern uns die Flüchtlinge?». Aufgeführt wurde es in der «Arena» des Schweizer Fernsehens, die Figuren erinnerten wie bei Bärfuss mehr an sprechende Thesen als an menschliche Akteure, und auch der Ablauf schien einer präzise kalkulierten Dramaturgie zu folgen.

Die Hauptrolle spielte der Autor persönlich: einen Dichter mit dunklem, lose um den Hals gelegtem Schal, dunkler, eleganter Kleidung und düster-leidendem Gesicht. Seinen Gegenpart gab der Politiker Hans Fehr, Mann mit Schnauze und ehemaliger Realschullehrer aus Eglisau, ein bodenständiger Parteisolddat der Schweizerischen Volkspartei. In den Nebenrollen: eine plappernde bürgerliche Politikerin, ein schwadronierender grüner Politiker, ein dozierender Experte, ein ehemaliger Bootsflüchtling, der schneidige Moderator. Das Publikum im Hintergrund lieferte das Bühnenbild.

Bärfuss (*feierlich*): «Für mich sind die Bootsflüchtlinge Helden. Sie stehen für ein Ideal ein, das ich teile, nämlich, dass man sich mit seinem Schicksal nicht einfach abfindet. Noch mehr Menschen retten finde ich gut. Und eine Willkommensmentalität finde ich etwas Schönes.»

Fehr (*beflissen*): «Das sind keine Helden. Das sind vor allem junge Männer ohne Perspektive, namentlich aus Schwarzafrika oder dem Mittleren Osten. Sie müssen zurückgeführt, die Kähne allenfalls verbrannt und die riesige Schlepperindustrie ausgetrocknet werden.»

In der Runde entspinnt sich eine Diskussion über die Zahl der Flüchtlinge, die in der Schweiz Aufnahme finden sollten, über echte Flüchtlinge und Wirtschaftsmigranten. Dichter Bärfuss schweigt, scheint in sich zu versinken, rollt indigniert die Augen, bis er schliesslich, aufgefordert vom Moderator, in die Auseinandersetzung eingreift.

«Max Frisch unserer Tage»

Bärfuss (*genervt*): «Ich staune, ich kann nichts mehr sagen. Da sterben alle diese Menschen, und es wird schon wieder ein Kuhhandel betrieben: Sollen wir 30 000 oder 50 000 oder 100 000 Menschen aufnehmen. Doch das chronische Problem bleibt. Ich bin es langsam müde.»

Moderator: «Was ist das chronische Problem?»

Bärfuss: «Die ungerechte Weltordnung. Dagegen müsste man etwas tun. Wir profitieren direkt davon, dass es den Leuten dort unten schlechtgeht. Aber solange es nur darum geht, wie vielen, wo und wann wir helfen wollen, finde ich diese Diskussion *à chli gruusig*.»

Der 44-jährige Schriftsteller mit dem breiten Berner Dialekt gehört seit einigen Jahren zu den erklärten Lieblingen der hiesigen gebildeten Stände. Seine Theaterstücke werden weltweit – von Santiago de Chile über Madrid, Paris, Berlin, Bukarest bis Tokio – aufgeführt, seine Prosa wird in alle Weltsprachen übersetzt, er wird mit Preisen buchstäblich überhäuft und er ist begehrt als Literaturdozent, Akademiemitglied, Talkshow-Gast. Das Feuilleton ist sich einig, dass er das Politische wieder in die Literatur zurückgeholt hat, «nicht als verschämte Nebenangelegenheit», wie der *Tages-Anzeiger* stellvertretend für den Rest schwärmt, «sondern als Zentrum». Bärfuss sei eine der «schärfsten und kritischsten Stimmen des Landes», lobhudelt es von allen Seiten, «unbequem», «kantig», ein «Warner und Mahner», einer, der «harte Antworten auf die grossen Fragen» gibt, ja der «Max Frisch unserer Tage».

Wenn jedoch ein zeitgenössischer Autor von sämtlichen etablierten Kulturinstanzen, staatlichen und privaten, für seinen «politischen

«Er schätzt andersartige Denkweisen, ausser bei den eigenen Landsleuten.»

Mut» und seine «Einmischung in die gesellschaftlichen Diskurse» gefeiert wird, kann es mit seiner Dissidenz nicht weit her sein. Tatsächlich bestätigt Bärfuss in seinen politischen Auslassungen im Wesentlichen die Vorlieben und Abneigungen der linksliberalen Meinungshegemonen in Kultur und Medien, die ihn dafür beklatschen. Wie sie verabscheut auch er die sogenannte freie Marktwirtschaft und die Ungleichheiten, die jene produzieren soll, und wie sie hat er ein schlechtes Gewissen, weil er glänzend darin lebt; wie sie schätzt er fremde Kulturen und andersartige Denkweisen, ausser bei den eigenen Landsleuten, die er im betreffenden Fall als dumpfe Hinterwäldler verachtet; und wie sie wünscht er sich die politische Verschmelzung mit einem europäischen Überstaat herbei, die nationale Selbstauflösung als Gebot einer wahrhaft humanistischen

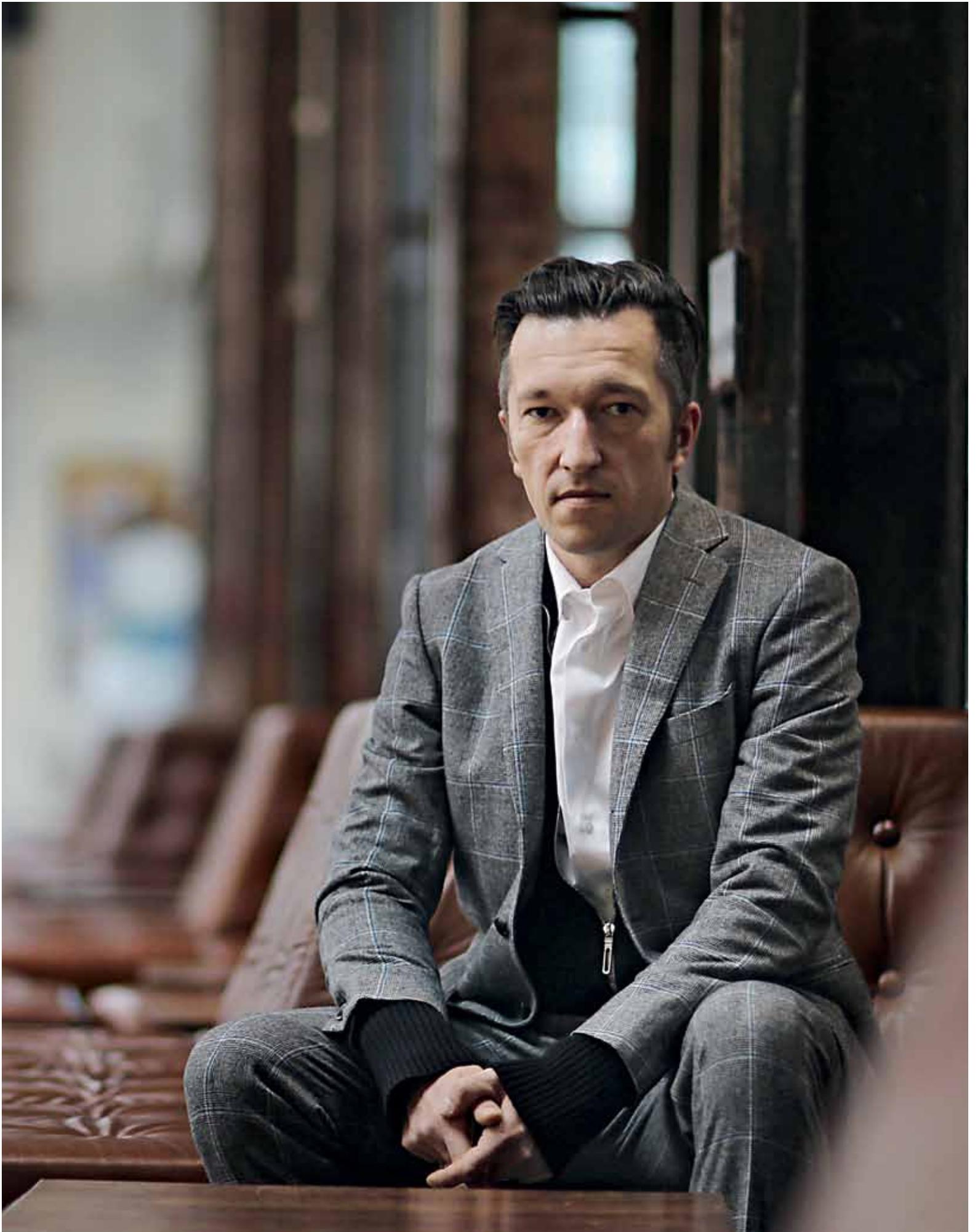
Gesinnung verklärend. «Die Bestimmung des Menschen ist es, eines Tages den Nationalstaat zu überwinden» (*Die Presse*, 1.6.2015).

Ablassgeschäft für das Gewissen

Er ist Angehöriger der Elite, nur etwas radikaler als diese, was ihm als Schriftsteller aber zugestanden, gar als seine Aufgabe bezeichnet wird. Wie früher der Pfarrer in der Kirche seine saumseligen Schäfchen, so geisselt heute Dichter Bärfuss regelmässig seine säkulare Lesegemeinde für ihre moralischen Sünden, für ihre fehlende Solidarität mit den Menschen des Südens, die angeblich durch unsere Schuld in Armut leben, für die Tatsache, schweizerisch, reich und gebildet zu sein und sich an diesem Glück auch noch zu freuen. «In der Zeit, die Sie jetzt gerade mit Lesen vergeuden», predigt er gnadenlos, «nimmt das Elend in der Welt zu, während Sie nicht das Geringste dagegen tun und sich an der Gespreiztheit der Sätze delectieren» («Stil und Moral», Göttingen, S. 225).

Die Getadelten zucken kurz zusammen, als hätte man sie bei der illegalen Beschäftigung einer asylsuchenden Putzfrau erwischt. Aber indem sie den «politisch scharf denkenden Zeitgenossen» mit Liebe und Laudatio eindecken, beweisen sie ihre Toleranz, ihre intellektuelle Aufgeklärtheit und ihre Weltoffenheit. Ein Ablassgeschäft, das ihr Gewissen besänftigt und sie am Glanz teilhaben lässt, mit welchem sie ihren strengen Dichterkönigen selbst ausgestattet haben.

Spannender als Bärfuss' vorhersehbarer politischer Einwurf – mehr Moralpauken als Analysen – ist sein persönlicher Werdegang. Es ist die erstaunliche Geschichte eines renitenten Schulversagers und gefährdeten jugendlichen Herumtreibers aus Thun, der mit zwanzig Jahren beschloss, fortan Schriftsteller zu sein, in einem aberwitzigen Entscheid, der aus ihm einen anderen machen sollte, als er war, und bei dem nichts dafür sprach, dass er dieser andere auch jemals werden könnte. Zwar las er ungewöhnlich viel, und obwohl er das meiste nicht verstand, machte die Lektüre den misstrauischen Eigenbrötler in seiner Welt «zu etwas Besonderem. Sie verlieh mir eine Identität, eine Bildung, die mich von den anderen unterschied und mir einen Wert gab, einerlei, für welchen Taugenichts und Tagedieb man mich halten mochte» («Stil und Moral», S. 18). Einer zu sein, dessen Name auf einem Buchdeckel steht, würde ihn retten. Aus seinem missglückten Start



Literarischer Türsteher am Eingang zur Hölle: Autor Bärfuss.

ins Leben, aus seiner Bedeutungslosigkeit, aus seiner Unbehaustheit. Aber wie sollte das gehen? Er hatte keinen Beruf, er kannte niemanden, und er merkte schnell, dass es unendlich schwierig war, selber Sätze zu schreiben, die so schön und klug waren wie diejenigen, die er in den Büchern las.

Nur zehn Jahre später wurde er als vielversprechender Autor gehandelt, und als er Mitte dreissig war, hatte seine Stimme im deutschsprachigen Literaturbetrieb Gewicht, und seine Werke wurden in allen wichtigen Blättern regelmässig besprochen. Er war angekommen. Er hatte sich selbst erschaffen nach seinem eigenen Bild. Dank Fleiss, Zähigkeit, Tollkühnheit. Als Aussenseiter, quasi durch den Dienstboteneingang, hatte er sich Zugang zum kulturellen Salon verschafft, zu einem snobistischen Milieu, das ein falsch ausgesprochenes Wort oder eine falsche geschmackliche Vorliebe stillschweigend mit Ausschluss bestraft. Bärffuss eignete sich dessen Code wie eine Fremdsprache an. Er hörte zu, imitierte, war auf der Hut, nicht enttarnt zu werden, beobachtete genau die Reaktion auf seine Sprechversuche.

Destruktions-Furor

Mit Kollegen hatte er die Künstlergruppe 400asa gegründet. Man produzierte Hörspiele und Theaterstücke, Bärffuss war Autor. Vor allem das Theater war eine ergiebige Schule. Dort konnte er ein Gefühl für die Wirkung von Worten, Sätzen und Pointen entwickeln. Anders als bei einem Buch, gab ihm das Auditorium unmittelbar und direkt Antwort darauf, ob und wie seine Botschaft ankam. Er wurde vertraut mit den Empfindlichkeiten und Wünschen seines Publikums, und er lernte gleichzeitig, seine Impulse und Reflexe zu kontrollieren, sie in Sprache und inszeniertes Handeln umzuwandeln.

Im Underdog aus einer schäbigen Thuner Agglo-Siedlung hatten sich Aversionen angesammelt, Aversionen gegen die anderen, gegen sich selbst, gegen die Ordnung, gegen die feine Gesellschaft. «Wir waren halbe Preise», schreibt er über seine Jugend, «unsere Eltern waren Säufer oder minderbemittelt, manchmal beides zusammen. Wir waren jung und hatten Pickel und schämten uns für alles, was wir waren und was aus uns werden sollte. Was wir erreichen konnten, war eine lausige Arbeit zu einem lausigen Lohn, in einer miefigen Kleinstadt» («Stil und Moral», S. 149). Die Theaterproduktionen gaben ihm die Möglichkeit, seine Wut auszuleben, ohne im Gefängnis zu landen. Die Truppe von 400asa experimentierte wild mit verschiedenen Theaterformen, zertrümmerte die Grenzen zwischen Musik, Tanz, Literatur und Schauspiel, trampelte lustvoll Konventionen nieder, getrieben von der Passion, zu provozieren und zu negieren.

Ressentiments lieferten auch den Betriebsstoff für sein Stück «Meienbergs Tod. Eine

Groteske», das 2001 im Theater Basel aufgeführt wurde und ihm zum Durchbruch als Dramatiker verhalf. Der verstorbene Journalistengott der Linken wird als abgewirtschafteter Brachialerotiker vorgeführt, der im entscheidenden Moment impotent wird. Und mit dem gleichen Destruktions-Furor attackiert er die Kulturkaste: Literaturkommission, Zeitungsredaktion, Schriftsteller.

Vom Wilden zum Grossautor

Ein Jahr danach durfte die Theatergruppe die offizielle Bundesfeier der schweizerischen Landesausstellung Expo 02 ausrichten. Sie spielte Bärffuss' Stück «August 02». Es ist eine einzige Schweiz-Beschimpfung. Ein Professor verwandelt Schweizer in Bonobo-Affen, und die in Affenkostümen agierenden Schauspieler kopulieren, hampeln herum und singen am Schluss den Schweizer Psalm. Im Vorfeld hatten die Theatermacher dazu aufgerufen, den Schweizer Pass zu verbrennen und den 1. August abzuschaffen, und man setzte den Vorgang, Schweizer zu werden, mit dem Erwerb einer Hundemarke gleich. Doch das mit Vorfreude auf den Aufschrei der verhöhten Nationalseele verfasste Spiel erreichte für einmal sein Ziel nicht. Der Skandal blieb aus. Die meisten Zeitungen gähnten laut: «Eine langwierige Inszenierung rund um debile Affen» (*Le Nouvelliste*), «biedere Provokation» (*Neue Luzerner Zeitung*), «Mehr Klamauk als Ironie» (*Tages-Anzeiger*).

Das «Affentheater» wurde nur einmal aufgeführt, und Bärffuss, der sich von der Gruppe 400asa trennte, verzichtete fortan auf den Berserkerstil. Mit dem zunehmenden Erfolg wurde seine Arbeit präziser, formal strenger, er rannte nicht mehr aus Prinzip gegen ästhetische Übereinkünfte und stilistische Grenzen

Bärffuss' Ablehnung der Schweiz ist innig und trägt obsessive Züge.

an. Seinen Wandel vom edlen Wilden zum gezähmten Grossautor schilderte er auf der Website Viceversaliteratur.ch. Volle Theater hätten ihn immer provoziert, erzählte er, weil er glaubte, die Menschen sollten mit ihrer Zeit etwas anderes anfangen als stumm dasitzend einem erfundenen Geschehen zu folgen. «Die Vertreibung der Menschen aus dem Theater ist mir allerdings nie gelungen», fuhr er fort und setzte mit kokettem Understatement hinzu, «das ist mein Drama, ich war als Dramatiker erfolgreicher, als ich es sein wollte. Es kamen immer mehr Menschen in meine Stücke, und eines Tages [...] habe ich mein Scheitern akzeptiert.»

Seine Ressentiments verschwanden damit nicht, aber er richtete sie nicht mehr wie in «Meienbergs Tod» gegen das Kulturestablish-

ment. Er gehörte mittlerweile selber zu diesem. Seine Wut suchte sich neue Objekte, grössere, abstraktere: die allgemeine Verlogenheit, die Wirtschaftsordnung, die Welt als Ganzes. Und wieder und wieder gilt seine Verachtung der Schweiz und deren Liebhabern. Zwar wies er die Frage einer Journalistin: «Kritisieren Sie in den Stücken [«Meienbergs Tod» etc.] Ihr Heimatland?», weit von sich. Nur schon die Formulierung «Ihr Heimatland» schien ihm eine völlig unangemessene Unterstellung zu sein, als würde er mit etwas Obszönem in Verbindung gebracht. «Das interessiert mich nicht», behauptete er. «Es fehlt mir auch die Vorstellung von der Schweiz, von diesem Heimatland. Wer wäre das? Die Behörden? Die Menschen? Welche Menschen? Ich kenne keine Gesellschaft, ich kenne nur Individuen» (Viceversaliteratur.ch).

Das demonstrative Desinteresse verriet das Gegenteil. Bärffuss' Ablehnung der Schweiz ist innig und trägt obsessive Züge. Er kommt von ihr nicht los. Er verspottet sie und verdammt sie und behauptet gelegentlich, obwohl er sich für seine Arbeit regelmässig staatliche Werkbeiträge auszahlen lässt, dass sie gar nicht mehr existiere: «Unser Staat ist faktisch aufgegangen in einem europäischen, in einem globalen Zusammenhang.» Und die von den allermeisten Bürgern selbstverständlich geteilte Auffassung, die Frankenwährung oder die direkte Demokratie oder das Initiativrecht beibehalten zu wollen, vergleicht er mit der pathologischen Illusion eines Schuhfetischisten («Stil und Moral», S. 149f).

Oder er entwickelt in einer kurzen Abhandlung die kuriose, aber nicht minder herablassende Vermutung, dass «Scham» der Grund sei, Scham über die eigene Kulturlosigkeit, dass die Schweiz nicht der EU beitreten wolle. «Niemand», fährt er fort, «interessiert sich für Schweizer Geschichte (am wenigsten wir selber), Schweizer Küche oder Schweizer Musik. Nein, dieses Land besucht man auch heute ausschliesslich der Natur wegen. Sie ist unsere wahre Kultur. Den Menschen aber, dessen Kultur die Natur ist, nennt man einen Wilden. Dessen schämen wir uns, wie sich jeder Knecht für das Bild schämt, das der Herr von ihm zeichnet. Und wie jeder Knecht fürchten wir, das Bild könnte die Wahrheit über uns enthalten» («Stil und Moral», S. 9).

Leblose Figuren

Lukas Bärffuss hat ein journalistisches Gespür für Themen, die in der Luft liegen, für aktuelle gesellschaftliche, politische, menschliche Fragen. Als einer der wenigen seines Berufsstandes bringt er sie auf die Bühne oder verarbeitet sie in literarischer Prosa. Trotz der Brisanz der Inhalte versprühen aber die meisten Werke die Kälte eines Labors. Die Figuren berühren einen kaum, sie entwickeln kein eigenes Leben. Sie agieren als reine Vehikel



Verachtung der Schweiz und von deren Liebhabern: Bärfuss' Künstlergruppe 400asa an der Expo 02.

einer Idee, Träger einer Botschaft, Funktionen eines rigiden Konzepts.

«Das Grauen! Das Grauen!»

«Öl» zum Beispiel, ein ehrgeiziges Schauspiel über die Suche nach dem Rohstoff Erdöl, ist dramatische Neo-Agitprop. Glücksritter, getrieben von skrupelloser Gier, schänden in der fernen Taiga die Natur auf ihrer Jagd nach dem teuren Gut, schänden die Indigenen, hinterlassen Verwüstung und Ödnis. Es ist «Erklärung von Bern» in Dialogform, ein klaustrophobisches, antikapitalistisches Kammerspiel, das den Figuren ein vorhersehbares Schicksal beschert. Es sind Zyniker, Alkoholiker, sie verkaufen ihre Seele und werden von der eigenen Verderbtheit eingeholt: Sie enden im Wahnsinn. Keine Überraschung, kein Denkanstoss, nur wortmächtige Bestätigung dessen, was der Zeitlesende Theatergänger schon vorher über die Rohstoffhändler zu wissen geglaubt hat.

Seine wahrscheinlich beste Arbeit, das Ruanda-Buch «Hundert Tage», ist sein erster Roman. Es ist die Geschichte des schweizerischen Entwicklungshelfers David Hohl, der sich weigert, Ruanda zu verlassen, als dort der Völkermord ausbricht, und der sich während der ganzen Zeit des Schlachtens in seinem Haus versteckt. Er überlebt, ist aber ein gebrochener Mann, als er wieder in die Schweiz zurückkehrt und sich in die Einsamkeit eines Juradorfes verkriecht.

Auch Hohl ist eine blutleere Figur, man erfährt zwar seine Erlebnisse in Afrika, aber als Individuum bleibt er blass und undeutlich. Hohl ist kein Mensch, er ist eine These. Seine Aufgabe im Roman ist es, Bärfuss' Theorie von der Schuld der Schweiz am Genozid zu vertreten. Ruanda war lange Jahre Schwerpunk-

gebiet der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit. Ordnung, Zuverlässigkeit, Fleiss, diese helvetischen Kardinaltugenden, lässt er den Hilfswerker also rasonieren – «unser Stolz» – hätten sie während dreissig Jahren ins «Herz des schwarzen Kontinents» getragen und gelehrige Schüler gefunden. Doch sie hätten übersehen, «dass jeder Völkermord nur in einem geregelten Staatswesen möglich ist», denn nichts «liebt das Böse mehr als den korrekten Vollzug einer Massnahme, und darin, das muss man doch zugeben, gehören wir zu den Weltmeistern».

Hohl ist eine bernische Variante der Figur Kurtz aus der Erzählung «Herz der Finster-

Trotz der Brisanz der Inhalte versprühen die meisten Werke die Kälte eines Labors.

nis» von Joseph Conrad. Beide, der rassistische Kolonialist und der menschenfreundliche Helfer aus der Schweiz, blicken im Innern Afrikas in das Herz des Bösen. Kurtz – «Das Grauen! Das Grauen!» – verfällt dem Wahn und stirbt. Hohl erkennt sein eigenes Antlitz, wird depressiv und ertrinkt in Selbstanklagen.

«Hundert Tage», unentschieden schwankend zwischen Roman und Essay, bleibt eine spannende Lektüre. Der gelungene Plot und die unfassbaren Realgeschehnisse als bedrohlicher Hintergrund tragen die Erzählung über die knöchern klappernden Figuren und die grössenwahnsinnige Zentralthese von der Schweiz als Genozidtreiberin hinweg. Es ist jedoch bezeichnend für den intellektuellen Zustand des Feuilletons, dass es just die den Text durchdringende Schuldunterstellung als

«kluge» und «differenzierte» politische Analyse feierte. «Eine gelungene Antwort» auf die Frage nach dem «Schuldanteil der Schweiz am Völkermord», vermeldete aus Deutschland die *Frankfurter Rundschau*. Ruandas Genozid «in Wahrheit ein schrecklicher Triumph von Schweizer Ordnung und Rechtschaffenheit», echote der *Tages-Anzeiger*.

Sein jüngster Roman «Koala» handelt vom Selbstmord. Der Bruder des Ich-Erzählers hat sich umgebracht, und dieser begibt sich auf Spurensuche, um herauszufinden, wer der Verstorbene wirklich gewesen war und warum er sich getötet hatte. Der Roman hat einen direkten autobiografischen Bezug. Auch Bärfuss' Bruder hatte Suizid begangen, und wie die Akteure im Buch hatte auch er seit langem keinen Kontakt mehr zu diesem gehabt und sich von ihm entfremdet. Der Ich-Erzähler befragt Freunde, stöbert in den wenigen Hinterlassenschaften, konsultiert Fachliteratur, liest sich durch die Kulturgeschichte des Selbstmordes, findet aber keine Antwort. «Der Selbstmord sprach für sich», bilanziert der ratlose Protagonist, «er brauchte keinen Erzähler.»

An dieser Stelle hätte der Roman aufhören können, doch Bärfuss hebt unvermittelt zu einer komplett neuen Geschichte an. Der Pfadfindername des Verstorbenen war Koala, und dies nimmt der Autor zum Anlass, um über das faule, Eukalyptus kauende Pelztier zu dozieren. «Nomen est omen», so die Devise, und als eigentliches Totemtier würde dessen Lebensart Auskunft über das Wesen des Bruders liefern. Und dann schweift er noch weiter aus. Ausgehend vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, kommt die Erzählung auf die Eroberung Australiens durch die britische Krone und landet später wieder beim putzigen Beuteltier, das im Landesinnern lebt und von den Ureinwohnern beinahe ausgerottet worden wäre. Erst auf den letzten Seiten ist wieder vom Suizid des Verstorbenen die Rede, was Bärfuss nutzt, um doch noch einen pauschalen gesellschaftskritischen Tief-sinn loszuwerden. «Das war, was man meinem Bruder und keinem Selbstmörder verzieh: Sie hatten endgültig und ohne Widerruf die Arbeit verweigert.»

Der Selbstmord des fremden Bruders

Das Buch zerfällt nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch in zwei unzusammenhängende Texte. Während der längere, historische Teil flüssig und lebendig geschrieben ist, wirkt derjenige über den Verlust des Bruders gestellt und angestrengt. Man merkt, da hat einer alles gelesen, was über Suizid geschrieben worden ist, aber man empfindet nichts dabei, keine Trauer, keine Verzweiflung, keine Wut. Anstatt an einer Reise ins Intimste der Existenz teilzunehmen, sitzt man in einer Vorlesung über Suizid in Vergangenheit und Gegenwart. >>>



«Ich bin es langsam müde»: Bärfuss (l.) in der Fernsehsendung «Arena».

Das Scheitern des Ich-Erzählers, den Selbstmord des fremden Bruders zu verstehen, kann man als das Scheitern des Autors deuten, eine Figur zu schöpfen, die jenseits einer zerebralen Konzeption oder eines essenzialistischen Sendungsauftrags aus sich selber heraus plausibel handelt und fühlt. Kaum vorstellbar, dass der hochdisziplinierte Wortarbeiter Bärfuss die Inkohärenz und Unfertigkeit seines Buches nicht realisiert haben sollte. Es zeugt jedoch von einer scharlatanesken Kaltblütigkeit, wie er diese Schwächen zur poetischen Absicht erklärt. Die Frage einer Journalistin, was denn die «Kolonisationsgeschichte Australiens» mit dem «Selbstmord Ihres Bruders» zu tun habe, pariert er folgendermassen: «Das ist genau das, was ich in meiner Literatur suche: dass man einen Imaginationsraum betritt, in dem man Sachen gegenübersteht, die auf den ersten Blick nicht zusammenpassen. Diesen neuen Blick auf das Leben kann man in der Literatur erleben. Sonst sind wir ja gefangen im Definierten» (*Aargauer Zeitung*, 17.12.2014). Kaum ein Journalist würde sich nach einer solchen Belehrung noch getrauen, mit weiteren naheliegenden Fragen seinen verkümmerten «Imaginationsraum» und sein banausenhaftes Verharren im «Definierten» zu offenbaren.

Gefährliche Huldigungen

Bärfuss agiert mit der Verwegenheit des Aufsteigers, der sich in einem kleinen, aber verbissen umkämpften Marktsegment erfolgreich durchgesetzt hat. Er weiss instinktiv um die Wichtigkeit eines ganzheitlichen Marketings, weiss, dass es nicht genügt, einfach ein gutes Produkt herzustellen, um Abnehmer zu finden. Man muss es mit einer spezifischen Aura versehen, mit einer unverwechselbaren Identität.

Eine Ware ohne Brand wird nicht wahrgenommen, und bei Kulturprodukten ist die Person des Herstellers ein integraler Teil der Corporate Identity. Das Image des Autors definiert das Verkaufsgut, bestimmt dessen ideellen Wert. Zu Bärfuss' Erkennungsmerkmalen gehören dräuende Schwere, raunende Bedeutungstiefe, bildungshubernde Einschüchterung. Kein anderer Berufsschreiber redet in Interviews und Aufsätzen mit ähnlich hochgestochnem Vibrato über «den Dichter» als «zwischen den Verhältnissen» schwebende Existenz, als Märtyrer der «Wahrhaftigkeit, die hinter all diesen Troztdems zu finden ist».

Einem blinden Seher gleich geht der Dichter, das heisst Lukas Bärfuss, seinen Weg, vertrauend allein auf seine Ahnungen, sein Unbewuss-

Es zeugt von scharlatanesker Kaltblütigkeit, wie er Schwächen zur poetischen Absicht erklärt.

tes, seine rätselhafte Kreativität. «Allerdings, und das ist seltsam», eröffnet er einem ehrfürchtig staunenden Interviewer, «im Grunde schreibe ich an einer grossen, langen Geschichte. Ihren Inhalt kenne ich nicht genau, aber ich habe das Gefühl, dass neben der Gesellschaft, die Sie erwähnen, auch die Liebe darin eine wichtige Rolle spielt. Aber letztlich muss es um die Erforschung der Empfindung gehen, um das Studium der Vorstellungswelten. Das vielleicht, weil ich staune über die Menschen» (*Der Sonntag*, Nr. 28/14).

Wie bewusst der Selfmademan sein Branding betreibt, zeigen auch seine sorgsam inszenierten Porträtaufnahmen. Meistens schaut er ernst bis grimmig, misstrauisch oder in sich gekehrt

oder lauernd, ein melancholischer Dichterschläger, ein *poète maudit*, ein literarischer Türsteher am Eingang zur Hölle. Jede Pose will sagen, hier denkt ein Denker nach über das Unheil in der Welt, einer, der viel gesehen hat und nun darüber sinniert, wie er all dies den Ahnungslosen verkünden soll.

Die Gefahr für einen wie Bärfuss besteht darin, dass ihm ob der permanenten Huldigungen und schwärmerischen Lobpreisungen die Fähigkeit abhandenkommt, zu unterscheiden zwischen seiner Rolle und seiner Person. Er könnte beginnen, zu glauben, dass er tatsächlich jene Figur ist, die er spielt und als die ihn seine Bewunderer lieben. Damit würde ihm aber die Souveränität über seine Produktion entgleiten, er verlöre das Gefühl für die richtige Tonalität, für das stilistische Tuning. Und genau dies scheint Bärfuss in letzter Zeit passiert zu sein. Beispielsweise in einem kurzen Beitrag, den er zum Jahreswechsel für die NZZ verfasst hat.

Unter dem hochtrabenden Titel «Die Aufgabe meiner Generation» blickt der Schriftsteller auf das vergangene Jahr zurück und zieht Bilanz. Die Sprache ist voll von ältem Pathos und schief dröhnender Feierlichkeit. «Alle Tage hatten wir zu essen», teilt uns der Dichter mit, «im Schrank lag stets die passende Kleidung», und die «Freunde» hätten die meiste Zeit einen «guten Lebttag» gehabt; nicht immer sei «Wachs» bereitgelegen zum «Verschliessen der Ohrmuscheln» und so seien die «Stimmen der Verzweifelten in unsere Traulichkeit» gedrungen; doch «das Land steht stolz, beinahe steif davon, und man sähe es ganz gewiss gerne wieder einmal demütig, einer Sache verschrieben, deren Verwirklichung einer Anstrengung bedarf, die nicht in einer Lebenszeit vollendet werden kann.»

Zum Abschluss hebt Bärfuss den Ton noch einmal an und bläst ihn auf ins Hymnische, Olympische, Endzeitliche. Die «Melancholie», verkündet er, sei «zum allgemeinen Anstrich geworden und «nicht nur einzelne Stimmen, sondern ganze Chöre» würden «in den Abgesang auf unsere Kultur einstimmen», und da sich «niemand mehr seines Trübsinns schämt», bleibt es «die Aufgabe meiner Generation, die Fröhlichkeit in die Strassen zu tragen, jetzt und an jedem Tag des kommenden Jahres».

Man weiss nicht, was komischer ist: der prophetisch wabernde Artikel als ganzer oder das Bild der ominösen «Chöre» oder die Vorstellung, wie der grimmig dreinschauende Autor «die Fröhlichkeit in die Strassen» tragen will, «jetzt und an jedem Tag des kommenden Jahres». Gewiss ist lediglich, dass sich hier ein Autor unendlich wichtig nimmt. Ein «Warner und Mahner», der plötzlich meint, ein Seher zu sein, sich in seine eigene Karikatur verwandelt und eine unfreiwillig entlarvende Parodie jenes Dichterkults liefert, den er und seine Feuilleton-Jubler seit Jahren veranstalten. ○

Jetzt bestellen!
Versandkostenfreie Lieferung
innerhalb Europas

Die systematische Zerstörung unserer demokratischen Nationalstaaten und die Bedeutung von Grenzen!

■ Thierry Baudet gilt als intellektuelles Wunderkind und als eine Art neuer Star der Konservativen. Die Analyse, die der junge Autor in diesem Werk liefert, nötigt selbst linken Politikern und Autoren Respekt ab. Denn mit einzigartiger Präzision deckt Baudet auf, dass Europas Elite die Nationalstaaten nach und nach zerstört. Sein bemerkenswertes Buch zeigt anschaulich, wie in Westeuropa seit rund 50 Jahren ein großes Projekt durchgeführt wird: der Angriff auf die Nationalstaaten. Es ist das wichtigste Ziel der Eliten der Nachkriegszeit. Ihre Vision ist eine Welt ohne Nationen, ohne verbindende Kultur. Nur auf diesem Weg – so ihre Auffassung – können Kriege vermieden werden.

Massenzuwanderung zersetzt unser Wertesystem

Thierry Baudet belegt auf eindrucksvolle Weise: Die Nationalstaaten sind Basis und Garanten unserer demokratischen Gesellschaften. Die Masseneinwanderung, die die europäische Elite forciert, unterminiert das Verbindende. Wohin dies führt, zeigt der Autor an verstörenden Beispielen aus allen Bereichen des täglichen Lebens. Er macht deutlich: Wenn in einem westeuropäischen Staat plötzlich Werte aus fremden Kulturen zum Maßstab werden, erodiert zwangsläufig das, was die Bürger des Landes bisher verband.

Immer mehr Macht für supranationale Institutionen

Während Massenzuwanderung die nationalen Werte von innen aushöhlt, wird die Souveränität der Nationalstaaten von außen immer weiter eingeschränkt. Internationale Organisationen wie die Europäische Union, die Welthandelsorganisation, der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte und der Internationale Strafgerichtshof erhalten immer mehr Machtbefugnisse. Würden Gesetze und Richtlinien des Zusammenlebens bislang von Politikern des jeweiligen Landes verabschiedet, kommen Regelungen und Präzedenzfälle immer häufiger aus Brüssel, Genf, Straßburg oder Den Haag. Thierry Baudet beleuchtet einmal mehr anhand konkreter Fälle, was diese Entwicklung für uns bedeutet.

Ohne »wir« geht es nicht

Auch wenn die Auflösung der Nationalstaaten voranschreitet: Thierry Baudet ist überzeugt davon, dass sich die Dinge zum Guten wenden lassen. Vor diesem Hintergrund zeigt er, was wir tun müssen, um den Nationalstaat und unsere demokratische Gesellschaft zu retten.

Lesen Sie dieses engagierte und historisch fundierte Plädoyer für den Nationalstaat. Erfahren Sie, weshalb es uns besser ginge, wenn wir wieder »Herr in unserem eigenen Haus« wären, anstatt unser Leben von außen bestimmen zu lassen.

Thierry Baudet: *Der Angriff auf den Nationalstaat* • gebunden • 384 Seiten • Best.-Nr. 944 600 • 22,95 €



KOPP VERLAG

Bestelltelefon (0 74 72) 98 06 10 • Telefax (0 74 72) 98 06 11 • info@kopp-verlag.de • www.kopp-verlag.de

Valium fürs Volk

Von Henryk M. Broder — Die Rettung von Griechenland ist eine Katastrophe auf Raten.



Die Deutschen machen derzeit eine Erfahrung, die nicht ganz neu, aber jedes Mal bitter ist: Liebe kann man nicht kaufen, weder mit Geld noch mit guten Worten. Ges-

tern waren wir noch Weltmeister der Herzen, heute sind wir Ausbeuter, Erpresser, Halsabschneider, Terroristen. Zumindest aus der Sicht der Griechen. Aber auch die ewige Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich bröckelt, weil Präsident Hollande hinter dem Rücken von Angela Merkel mit Alexis Tsipras paktiert, während der italienische Premier Renzi den Deutschen zuruft, sie sollten nicht so kleinlich sein, denn: «Genug ist genug!» Das ist das Los eines Hegemonen: Man hat seine Freunde entweder zu Füßen oder an der Kehle.

Schaut man sich die Zahlen an, wird schnell klar, dass wir es mit einer Katastrophe auf Raten zu tun haben. Das erste «Hilfspaket» für Griechenland vom Mai 2010 hatte ein Volumen von 108 Milliarden Euro, im zweiten vom März 2012 waren 172 Milliarden, für das dritte sind 86 Milliarden angepeilt. Es könnte aber auch mehr werden. Bis jetzt hat allein die Bundesrepublik etwa die gleiche Summe, 86 Milliarden, in Griechenland «angelegt». Rechnet man den deutschen Anteil am dritten Hilfspaket hinzu, steigt der deutsche Beitrag auf 113 Milliarden. Hinzu kommen etwa 32 Milliarden, die bei der Europäischen Zentralbank «im Feuer» stehen, wenn sie nicht längst verbrannt sind. Macht alles in allem etwa 145 Milliarden Euro, etwas weniger als die Hälfte des Bundeshaushalts von 299 Milliarden Euro für das Jahr 2015.

Und was macht die Kanzlerin in dieser Situation? Sie verteilt Valium ans Volk. Das «Programm» liege «ganz auf der Linie der Programme, die wir mit anderen Ländern gemacht haben», gemeint sind Irland, Portugal und Spanien, es sei «nichts Besonderes, ausser dass der Finanzumfang relativ gross ist, weil die [griechischen] Banken durch die Vorgänge der letzten Wochen leider arg in Mitleidenschaft gezogen wurden», dennoch würden «die Vorteile eindeutig die Nachteile überwiegen». Es fehlte nicht viel und sie hätte gesagt, Deutschland habe das Geschäft des Jahrhunderts gemacht. Spätestens beim vierten Rettungspaket für Griechenland in zwei bis drei Jahren werden wir diesen Satz hören.

Staatliches Schuldenkarussell

Von Heinz Zimmermann — Transparenz und Gläubigerschutz sind im Debakel um den verschleierte Griechenland-Bankrott ein Fremdwort. Schuld ist zuvorderst die Europäische Zentralbank (EZB).

Konkurs (lat. con-currere) steht für das Zusammen-Rennen der Gläubiger, wenn ein Schuldner nicht bezahlt. Damit sie sich dabei nicht die Köpfe einschlagen, hat der Rechtsstaat das Konkurs- oder Insolvenzrecht geschaffen. Die griechische Tragödie ruft in Erinnerung, dass es auf der Ebene souveräner Staaten nichts Vergleichbares gibt. Obwohl in der Öffentlichkeit von Staatsbankrott gesprochen wird, handelt es sich natürlich nicht um einen Konkurs im Sinne einer privatwirtschaftlichen Überschuldung. Die Grenze der Verschuldung ist bei einer Entität, welche keine Bilanz mit Vermögen und Schulden ausweist, eine ziemlich willkürliche Angelegenheit, ähnlich einem Pyramiden- oder Schneeballsystem: Es funktioniert, solange genügend viele mitmachen.

Das Zauberwort heisst «Perennität»: Den Staat gibt es immer, der Staat zahlt immer. So liegt die Feststellung der Zahlungsunfähigkeit im Ermessen der Gläubiger mit dem Charakter einer *self-fulfilling prophecy*. Umso wichtiger sind klare Regeln. Die Notwendigkeit eines supranationalen Insolvenzrechts wird schon lange erkannt. Ein Vorstoss des Internationalen Währungsfonds (IWF) kurz nach der Jahrtausendwende stiess auf wenig Echo: Der Gläubigerschutz erfolgt auf Kosten der Souveränität der Schuldernationen, und diese sind gemeinhin in der Überzahl. Erschwerend für eine geordnete Abwicklung ist auch, dass nicht nur der Schuldner ein souveräner Staat ist, sondern dass auch der Löwenanteil der Forderungen bei staatlichen Einrichtungen liegt. Das Handelsrecht verpflichtet private Geschäftsbanken, marode Forderungen frühzeitig abzuschreiben. Damit besteht ein Anreiz, durch Umschuldungsverhandlungen klare Verhältnisse zu schaffen.

Optimale Verschleierung

Solche Verhandlungsrunden werden seit den 1970er Jahren durch den Londoner Club in Kooperation mit dem Pariser Club, der staatliche Gläubiger vertritt, organisiert. Diese auf rein informeller Basis operierenden Gremien haben in Dutzenden von Verhandlungen schmerzhaft Verluste, aber ebenso Transparenz gebracht. Und warum nicht auch bei der aktuellen Krise? Abgesehen von der gigantischen Höhe der maroden Schulden liegt der Grund bei der Komplexität der gegenseitigen

Verflechtung von Schulden und Forderungen. Wer schuldet wem netto wie viel? Banken- und Börsensysteme sind aufsichtsrechtlich verpflichtet, diese Informationen durch Clearingsysteme laufend bereitzustellen. Nicht so beim staatlichen Schuldenkarussell, obwohl das systemische Risiko vergleichbar ist.

Rund drei Viertel des griechischen Schuldenbergs sind Kredite des europäischen Rettungsfonds (EFSF), einer Art Bank, die über Anleihen finanziert ist und für deren Verbindlichkeiten die Euro-Länder aufgrund ihrer EZB-Kapitalquote haften. Ein Teil dieser Anleihen wird wiederum von der EZB im Rahmen ihres gigantischen Anleiheprogramms erworben, und nun möge jedermann selbst den Versuch unternehmen, die Schulden und Forderungen der Euro-Staaten gegeneinander aufzurechnen. Wie kann man ohne diese Kenntnisse verhandeln?

Folgender Vorschlag: Wenn die EZB juristisch schon legitimiert ist, Staatsanleihen von

Euro-Ländern in unbeschränkter Höhe zu kaufen, dann ist sie höchstwahrscheinlich auch legitimiert, diese Schulden in einer einmaligen Aktion durch einen simplen Buchungssatz aus der Welt zu schaffen: Die EZB-Bilanz würde durch die Abschreibung verkürzt, aber abgesehen davon gäbe es keinen unmittelbaren realen Effekt. Natürlich

verbleiben die gefluteten Euros im Finanzsystem, aber dies gehört zwecks Abwendung einer vermeintlichen Deflationsgefahr ja zur Absicht des EZB-Präsidenten. Ebenso klar ist, dass die EZB als Entsorgungsanstalt für marode Staatsschulden inakzeptabel ist, da sie einen monetären und keinen fiskalischen Auftrag erfüllt. Doch der politische Druck dazu von den Schuldnerstaaten wird allgegenwärtig sein. Nur: Wer schuldet wem wie viel? Das System von Rettungsfonds und EZB liefert die optimale Verschleierung dieser Frage – und ebenso deutlich erkennt man, weshalb ein supranationales Insolvenzrecht, das Transparenz und Gläubigerschutz bringen würde, völlig chancenlos ist.

Unter diesen Voraussetzungen stellt sich die Frage, ob die EZB überhaupt zur Stabilisierung des Finanzsystems beiträgt. Viel wichtiger wäre die Errichtung eines europäischen Clearingsystems für staatliche Schulden. Selbst die Geldpolitik könnte man an jene Zentralbank im Euro-Raum übertragen, deren Staat die grösste Nettogläubigerposition einnimmt. Damit wäre die monetäre Disziplin besser gewährleistet.



Saure Wahlkampf-Gurken

Von Hansrudolf Kamer— Ein Sozialist und ein Casino-Magnat beleben den amerikanischen Wahlkampf. Sie machen den Mitbewerbern das Leben schwer und lenken den Wettstreit in eine neue Richtung.



Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf ist in die Saure-Gurken-Phase eingetaucht, das, was die Einheimischen die «silly season» nennen. Entsprechend haben sich zwei populäre Kraft-

wurzeln ins Rampenlicht geschoben, die die Kandidatur ihrer Parteien sicher nicht erhalten werden: Bernie Sanders bei den Demokraten und Donald Trump bei den Republikanern.

Man könnte das ganze Schauspiel damit abtun, dass Amerika nun einmal seine exzentrischen Figuren liebt. Doch beide finden Resonanz und drücken eine Stimmung aus, die den Parteien zu denken gibt und sorgfältig zurechtgelegte Strategien durcheinanderbringt.

Bernie Sanders, zurzeit Senator in Washington, ist ein Wirtschaftspopulist, der sich selber als Sozialisten beschreibt und nach einer langen Karriere als Unabhängiger in die kleine Kammer gewählt wurde. Er unterstützt meistens den links-progressiven Flügel der Demokraten im Kongress.

«Let me begin by telling you what no other candidate will tell you...» ist seine Standardformel zur Eröffnung seiner Standardrede. Er spricht Wahrheiten aus, die andere verschweigen. Er redet ohne Umschweife und Relativierungen. Er will eine breite politische Volksbewegung ins Leben rufen mit Leuten, die «aufstehen und laut und stolz verkünden, dass diese Nation und ihre Regierung uns allen gehören und nicht einer Handvoll von Milliardären».

In Burlington, Vermont, profilierte sich der langjährige Bürgermeister als Macher, der seine Wahlversprechen einlöst. Seinen Populismus schliff er über die Jahre zu einem scharfen Wahlkampfinstrument. Sogar ländliche Republikaner finden ihn attraktiv. Ein Grund dafür ist, dass er stets gegen staatliche Einschränkungen des Waffenbesitzes aufgetreten ist. Im Jägerstaat Vermont ist das eine Notwendigkeit. Der Zulauf zu seinen Wahlveranstaltungen hat in letzter Zeit beträchtlich zugenommen.

Volkstümlichkeit und direkte Sprache zeichnen auch den 69-jährigen Donald Trump aus. Jovial ist er allerdings nicht. Er ist Investor, Immobilienunternehmer, Casino-Betreiber, TV-Unterhalter, Autor von Bestsellern, kurz das,

was man als «American celebrity» zelebriert. Sein Name prangt auf unzähligen Firmen und Produkten von Glace bis Wodka. Er besitzt eine eigene Modelagentur und eine TV-Gesellschaft. Er ist der Star der Reality-Show «The Apprentice», in der sich mehrere Kandidaten um einen Job in einem Trump-Unternehmen bewerben, bis sie dann vom Grossmogul mit der berühmten Kanonade «You're fired!» in die Unterwelt gestossen werden.

Originalton: «When Mexico sends its people, they're not sending their best... They're sending people that have lots of problems. They're bringing drugs. They're bringing crime. They're rapists.» Trump ist ein brillanter, egomanischer, wichtigtuerischer, unkontrollierter, lauter Jahrmarktschreier, der genau weiss, was er tut, und seine Meinungen so schnell wechselt, wie er glaubt, dass es notwendig ist, um bei seiner Zuhörerschaft anzukommen.

Trump und Sanders sprechen aus, was andere in den Mantel politischer Korrektheit hüllen. Während bei Sanders der Populismus ideologisch und politisch genau lokalisiert ist, bleibt die Variante Trump schwieriger zu fassen. Er ist ganz einfach zu schillernd und unbeständig. Beide haben nichts zu verlieren. Das macht sie frei und unberechenbar. Beide reflektieren verbreitete Unzufriedenheit mit

dem politischen Zeitgeist und seinen Exponenten. Bei den Demokraten greift Enttäuschung über die kalkulierende Hillary Clinton um sich, die vor allem darauf aus ist, Fehler zu vermeiden. Auch ist die Partei mit Obama nach links abgedriftet. Sie ist nicht mehr die Partei, die einst Bill Clinton auf den Schild gehoben hat.

Sanders hat, was Clinton fehlt. Er entblösst ihre Schwächen und könnte den Weg für einen andern Demokraten ebnen – etwa den Vizepräsidenten Joe Biden, der sich zurückhält, aber aus seinen Ambitionen nie ein Hehl gemacht hat.

Weg von Clinton und Bush

Das flügelahme Wachstum der Wirtschaft, der Graben zwischen Arm und Reich, die drückende Verschuldung, die nicht einhaltbaren Versprechungen der öffentlichen Hand, die zerfallende Infrastruktur, die Gebresten des Justizwesens, die Bedrohung durch den islamistischen Terrorismus, die abnehmende Bedeutung Amerikas in der Welt – das bildet ein Umfeld, in dem die kruden Ausfälle eines Donald Trump Gehör finden und in dem der kernige Bernie Sanders plötzlich als Ausgeburt der Vernunft erscheint.

Trump wird früher oder später untergehen. Er braucht die Präsidentschaft nicht. Sanders lebt die alte Tradition des amerikanischen Linkspopulismus aus, der immer Skepsis gegenüber der Macht verkörpert. Doch beide lenken den Gang der Dinge in eine neue Richtung. Dank ihnen kann man sich schwer vorstellen, dass die Amerikaner ihr Geschick erneut einem Bush oder einer Clinton anvertrauen werden. Deren Namen sind sie überdrüssig – vermutlich.



Wirtschaftspopulist: Bernie Sanders.

Zweihundert Jahre Kanton Wallis

Von Christoph Mörgeli

Wir kommen aus dem Gedenken gar nicht mehr heraus. Es geht um Zahlen, die runder nicht sein könnten: 700 Jahre Morgarten. 500 Jahre Marignano. Und vor allem 200 Jahre Kanton Wallis in der Eidgenossenschaft. Die einmalige Landschaft zwischen Rhonequelle und -mündung in den Léman bleibt für uns «Üsserschwiizer» immer ein eigentümlich exotisches Faszinosum. Schon Julius Cäsar hat die bis heute anhaltenden Walliser Stammeskämpfe beschrieben. Doch immerhin hält das Wallis seit Gründung des Kantons Jura in Sachen politischer Anarchie nur noch den zweiten Rang.

Ansonsten hat sogar im ehemals autoritären Fürstbistum Sitten mittlerweile die Demokratie Einzug gehalten. Ganz freiwillig haben die Walliser im Jahre 1949 mit satten 99,2 Prozent Nein ein neues Tuberkulosegesetz versenkt. Schon 1870 ging das Wallis allen andern Kantonen voran – mit dem Konkurs seiner Kantonalbank. 1957 hat das Dorf Unterbäch als schweizweit erste Gemeinde die Frauen abstimmen lassen. In andern Bereichen kam das Wallis eher spät. Beispielsweise mit der Zermatter Typhusepidemie von 1963.

Die heimatlosen Dichter Rainer Maria Rilke und Carl Zuckmayer fanden im Wallis ihre letzte Heimat. Der katholisch-konservative Nationalrat Peter von Roten war Polygamist und Armeeabschaffer. Dank dem genialen Walliser Hotelier César Ritz müssen wir uns nicht mehr mit unsympathischen Mitgästen an der einzigen Table d'Hôte herumquälen, sondern setzen uns mit unseren Liebsten an individuelle Tische. Sepp Blatter hat das Fussballspiel den hochnäsigen Briten entrissen und global demokratisiert. Art Furrer ist irgendwie prominent, weil er irgendwie prominent ist.

Überhaupt zeigt das Wallis die Schokoladenseite unseres Landes – von serbelnden Militärflugplätzen, Lonza-Umweltbelastung und Pascal Couchepin einmal abgesehen. Das vor exakt 150 Jahren erstmals bestiegene Matterhorn ist auf der Schweizer Seite von atemberaubender Schönheit, von der Südseite her aber bloss ein hässlicher Steinhaufen. Das mögen wir den Italienern gönnen. Nur beim Justizwesen hapert's nach wie vor im Jubiläumskanton: Wenn ein Walliser Automobilist zielgenau einen Zürcher Wanderer anfährt und dieser durchs splitternde Schaufenster eines Sportgeschäftes fliegt, wird garantiert der Zürcher verurteilt. Wegen Sachbeschädigung und Hausfriedensbruch.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Suppenküchen dank Merkel

Von Peter Bodenmann — Mehr Arbeitslose. Weniger Krankenversicherte. Mehr Selbstmorde.



Die «soziale Marktwirtschaft» kommt nicht mehr vor: griechischer Junge in Athen.

Deutschland hat seit 1800 sieben Staatspleiten hingelegt. Seine Schulden hat «einig Vaterland» in der Regel nicht zurückbezahlt. Zwischen 1939 und 1945 legte das Dritte Reich Europa samt Griechenland in Schutt und Asche. 1953 wurde Deutschland die Hälfte seiner Schulden erlassen. Auch die vom zerstörten Griechenland, das zu Unrecht nie nennenswerte Reparationszahlungen erhalten hatte.

In der Grundsatzrede von Kanzlerin Merkel vor dem Deutschen Bundestag zu Griechenland kam die «soziale Marktwirtschaft» nicht mehr vor. Früher bedeuteten Reformen wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Fortschritt für die kleinen und mittleren Einkommen. Heute bedeuten Reformen Sozialabbau. Wer Hegemonie hat, definiert Sprache.

In den letzten Wochen malträtierten die Deutschen die Griechen wie einst die Franzosen in Versailles die Deutschen. Der verbitterte Finanzminister Schäuble konnte sich gegen jede ökonomische Vernunft durchsetzen. Die noch einmal verschärfte Sparpolitik ist nicht die Lösung des Problems, sondern wird dieses weiter verschärfen. Für Präsident Tsipras gilt: Wer keine Alternative in der Hinterhand hat, verliert jede Auseinandersetzung. Der Austritt aus dem Euro wäre für die Griechen ein Risiko gewesen und für die Deutschen politisch ein Desaster, weil dann der Schuldenschnitt sofort eingetreten wäre. Ein Gesichtsverlust für Merkel und

Schäuble. In diesem Punkt erzählte Professor Sinn seit Monaten für einmal keinen Unsinn.

Bös sieht es für die europäischen Sozialdemokraten aus. Niemand kann nachvollziehen, was Sigmar «Zickzack» Gabriel politisch will. Hollande und Renzi fehlte der Mut, die Deutschen im Interesse ihrer Länder vorzuführen.

Für den Europäer Helmut Kohl sollte einst der Umweg über den Euro zur politischen Union des Kontinents führen. Somit zu einer gemeinsamen Steuer- und Wirtschaftspolitik samt Finanzausgleich zwischen wirtschaftlich starken und schwachen Regionen. Faktisch haben wir heute eine von 18 Euro-Staaten diktierte Steuer- und Wirtschaftspolitik. Dem Zeitgeist folgend, ohne soziale Marktwirtschaft, ohne ökonomischen Sachverstand und ohne nennenswerten regionalen Finanzausgleich.

Die Zahl der arbeitslosen Jugendlichen wird nicht abnehmen. Es sei denn, sie wandern aus. Immer mehr Griechinnen und Griechen werden ohne Krankenversicherung und ohne zeitgemässe medizinische Versorgung das Zeitliche zu früh segnen. Die Zahl der Selbstmorde wird steigen, genau wie die Zahl der Suppenküchen.

Der Trost: Wir haben in Europa eine gemeinsame Steuer- und Wirtschaftspolitik. Zwar noch eine falsche, aber immerhin. Kann sich ja ändern, da Politik sich dialektisch entwickelt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Duell der Kartoffelsäcke

Von Kurt W. Zimmermann — Zwei Büros an zwei Adressen spüren vor, was wir lesen und was wir sehen dürfen.

Es war eine Schlagzeile, die hatte beides, was eine gute Schlagzeile braucht. Sie war prägnant, und sie war personalisiert: «Bill Gates klagt gegen Urs Burkard».

An der Gottfried-Keller-Strasse in Zürich freute man sich sehr, als man in der Zeitung die Schlagzeile las. Am Utoquai in Zürich hingegen ärgerte man sich, als man die Schlagzeile las.

An der Gottfried-Keller-Strasse liegen die Büros der Kommunikationsagentur Hirzel Neef Schmid Konsultanten. Am Utoquai liegen die Büros der Kommunikationsagentur Dynamics Group.

Hirzel Neef Schmid Konsultanten vertreten das Management des Bauzulieferers Sika. Das Management streitet mit der Sika-Gründerfamilie um Urs Burkard wegen deren Verkaufsabsichten. Burkard wiederum wird von Dynamics Group vertreten.

Es ist ein Zweikampf auf höchstem Niveau. Die beiden Zürcher Agenturen spielen in einer eigenen Liga, wenn es darum geht, Firmen und Firmenchefs in der Öffentlichkeit möglichst gut zu verkaufen. Wenn in der Schweiz die grossen PR-Schlachten rund um Image und Interessen steigen, stehen sich die beiden Zürcher Politur-Büros meist direkt gegenüber.

Bei der Fusion der Zementriesen Holcim und Lafarge etwa vermarkteten Hirzel Neef Schmid Konsultanten die französische Lafarge-Gruppe, die Widersacher von Dynamics Group vertraten dagegen die unzufriedenen Holcim-Aktionäre. Bei der Beschaffung neuer Kampfjets trommelten Hirzel und Co. für Saab und dessen Gripen, die Dynamics Group machte Stimmung für Dassault und dessen Rafale. Auch beim Übernahmekampf der Agrar-Giganten Monsanto und Syngenta sind die beiden in direkter Konfrontation.

Bei persönlichen Mandaten stehen die beiden Kommunikationskanzleien oft desgleichen in verschiedenen Lagern. So vermarkten Hirzel Neef Schmid Konsultanten etwa Walter Kielholz, den Präsidenten von Swiss Re. Die Gegenseite verkauft dafür Urs Rohner, den Präsidenten von Credit Suisse.

Ohne die beiden Büros läuft nichts, und ihr Duell ist häufig sehr vergnüglich. Bei der PR-Bataille um Sika beispielsweise konnten erst Hirzel Neef Schmid via *Blick* einen schönen Punktgewinn verbuchen. «Eine schrecklich gierige Familie» titelte das Blatt, von den PR-Profis gut munitioniert, über Urs Burkard und seine Verwandtschaft. Dynamics Group schlug über die TV-Magazine «Eco» und «10 vor 10»



Zweikampf auf höchstem Niveau: Dynamics Group.

zurück, wo sich Burkard als verantwortungsvoller Unternehmer selbst darstellte. Nun landete die Gegenseite mit der Klage von Sika-Aktionär Bill Gates wieder einen hübschen Treffer.

Journalisten können ohne die Image-Vermarkter heute kaum noch agieren. Wenn sie von einer Firma oder einem Firmenvertreter Auskunft möchten, dann verweisen die im Normalfall an die Kommunikationsagentur. Interviews und TV-Beiträge gibt es ebenso nur nach Absprache mit den PR-Büros. Als Verbindungsleute sitzen dort auch hochkarätige ehemalige Journalisten. Bei Hirzel Neef Schmid ist das etwa Jürg Wildberger, der ehemalige Chef von *Facts* und von *Weltwoche*. Die Dynamics Group führt Andreas Durisch, der frühere Chef der *Sonntagszeitung*. Beide machen um eine Million Franken Honorarumsatz im Jahr, etwa das Dreifache dessen, was sie als Chefredaktoren verdienten.

PR-Firmen gibt es in der Schweiz seit 1951. Damals gründete Rudolf Farner in Zürich die erste Agentur des Landes, genannt «die Farnerei».

Farner wusste um die Gemeinsamkeit von Journalisten und Politikern. Er hielt sie beide für verführbar. Sein bekanntester Satz illustriert bis heute den Glauben an die Segnungen der Öffentlichkeitsarbeit: «Gebt mir eine Million, und ich mache aus einem Kartoffelsack einen Bundesrat.»

Selfie statt Baby

Von Beatrice Schlag — Das Rennen um ein Bild.

Früher hatten kandidierende Politiker die peinliche Angewohnheit, Babys von Anhängerinnen auf den Arm zu nehmen. Mich empörte das schon als Kind, wenn im Fernsehen gezeigt wurde, wie Nixon oder Kennedy wahllos über fremde Kinderköpfe strichen. Und ich war froh, eine Mutter zu haben, von der ich ziemlich sicher war, dass sie mich nie einem Politiker entgegengestreckt hätte. Das war zwar in der Schweiz nicht üblich, aber man macht sich auch als Kind unnütze Sorgen. Glücklicherweise ist das Baby-Tätscheln bei Kampagnen inzwischen deutlich rückläufig. Dafür gibt es eine neue Plage: Inzwischen muss, wer Präsident werden will, für Tausende von Selfies posieren. In den USA ist jetzt schon von den Selfie-Wahlen die Rede.



Tatsächlich bringt die Selfie-Begeisterung bei Wahlveranstaltungen sämtliche Terminplanungen durcheinander. Abzuwinken, wenn das Publikum nach Selfies verlangt, erlaubt sich keiner der Kandidaten. Er könnte als altmodisch gelten. Schon eher greift er selber nach dem Handy des Selfie-Fans. Wie vor kurzem Hillary Clinton, als ein Fan vor Aufregung nicht mehr wusste, wie sein iPhone Bilder macht. Auch Jeb Bush macht Handyfotos lieber selber, als sich von Fans kleinerer Statur von unten ablichten zu lassen. Denn von unten ist ungünstig, schon wegen des Doppelkinns. Kandidat Rand Paul kürte, um Zeit zu sparen, das Wort «usie»: Ein Selfie, auf dem sich mehrere Leute gleichzeitig um ihn scharen.

Noch effizienter bedient Senator Marco Rubio die Selfie-Begeisterung: Er reist mit einem professionellen Fotografen, der die Bilder von ihm und den Fans macht und sie zum Downloaden auf eine Website der *New York Times* stellt. Wer sie herunterladen will, muss erst Name und E-Mail-Adresse angeben und beantworten, ob er als Kampagnenhelfer zur Verfügung stehe. Was vermutlich nicht allzu viele bejahen werden. Denn der Wunsch nach Selfies mit Kandidaten weist Menschen nicht zwingend als Fans aus. In Grossbritannien, wo im letzten Wahlkampf eine ähnliche Selfie-Wut herrschte wie jetzt in den USA, war Tory-Kandidat Ed Miliband als Selfie-Objekt weitaus begehrt als sein konservativer Opponent. Wahlsieger wurde bekanntlich David Cameron.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man am Morgen den Briefkasten auf der Strasse im Pyjama leeren?

Maggie Bauer, Oberentfelden

Tun Sie das! Damit sind Sie schon fast ein Promi. Supermodel Rosie Huntington-Whiteley erschien in einem grauen, fast durchsichtigen Seidennachthemd auf einer Party in London. Und Stil-Ikone Sarah Jessica Parker trug kürzlich in New York eine Jogginghose zum eleganten Pelzmantel. Von Kanye West oder Rita Ora und ihren Kapuzenshirts müssen wir gar nicht reden. Ihr Pyjama ist deshalb nicht nur bequem, sondern auch noch der letzte Schrei. Sie können ihn gleich zum Shoppen und zum Diner anbehalten. *Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Sie finden tatsächlich Zeit und Raum, um Ihre Leser mit dem Thema <Frau und Schuh> zu langweilen.» *Markus W. Stadlin*

Bis zum Ende

Nr. 28 – «Mein Schuh»;
Berichterstattung über Frauen und Schuhe

In einer Zeit maximaler Erschütterung des europäischen Wirtschaftsraums, ausgelöst durch das Verhalten der sowohl grössenwahn-sinnigen wie frechen und arroganten Griechen, dem die europäischen Grössen leider herzlich wenig entgegenzusetzen haben, finden Sie tatsächlich Zeit und Raum, um Ihre Leser mit dem wahrlich nicht interessierenden Thema «Frau und Schuh» zu langweilen. Über die Äusserungen der von Ihnen angefragten Frauen zu ihrem Verhältnis zum Schuh habe ich mich geärgert, bis ich die mich beruhigende, selbstbewusst-souveräne Aussage von Frau Nationalrätin Natalie Rickli geniessen durfte; ausschliesslich wegen dieses Finals: ein Genuss! Aber: Wer liest heute schon bis zum Ende? *Markus W. Stadlin, Bettingen*

Ich hoffe, dass der Artikel mit den Schuhen ein einmaliger Ausrutscher ist. Acht Seiten Klatsch ist unter dem Niveau einer *Weltwoche*.

Kurt Hollenstein, Oberbüren

Fremde Armee

Nr. 28 – «Vom Freisinn im Stich gelassen»; Hubert Mooser über die Schweizer Armee

Unsere Eidgenossenschaft steckt in einer politisch-militärischen Schieflage. Das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger in Bundesrat und Parlament schwindet zusehends. Bundesbern ist offensichtlich unfähig, sachliche und logisch-konsequente Entschlüsse zu fassen. Sogar ausländische Beobachter zweifeln am Verhalten unserer politischen Führung. Die Schweiz ist nur in der Lage, Sicherheit für ihre Bürger/-innen und für eine ausgewogene Anzahl von Migranten, aus humanitären Gründen, zu garantieren, wenn die Armee und die zivilen Blaulichtorganisationen über die nötigen finanziellen, materiellen und technischen Mittel verfügen. Alles andere ist politische Augenwischerei, dies erst noch in einem Wahljahr.

Bundesrat Maurer verdient für sein Departement genauso viel Verständnis wie die übrigen Bundesräte für ihre Departemente. Im Volk brodelt es, man murren, der Unmut wächst, besonders über das Verhalten im Asylbereich und bei den Finanzen. Man erwartet nachvollziehbare Entscheide, ohne politisch-taktische Spiele. In und um Europa hat man sich auf diverse harte Szenarien vorzubereiten. Die Lage verschlechtert sich zusehends. Neutralität verlangt eine besondere Beachtung durch die Regierung in



«Einmaliger Ausrutscher».

Bund und Kantone. Dies besonders von der Bundespräsidentin. Wer keine eigene Armee hat, erhält eine fremde Armee. *Ulrich Kägi, Seon*

Endlich eine Lösung

Nr. 28 – «Zu stark auf die EU konzentriert»; Interview mit Professor Rolf Weder

Endlich gibt es eine mögliche Lösung für die in Schieflage geratenen Bilateralen. Wir haben einen Bundesrat und eine Mehrheit im Parlament, die nicht gewillt sind, Volksentscheide umzusetzen. Die heutige Situation – Probleme mit dem Euro, Flüchtlingsprobleme, Schengen und damit Masseneinwanderung – zeigt eindeutig, dass wir mit den Bilateralen in eine Sackgasse geraten sind. Die getroffenen Vereinbarungen mit der EU werden nur von der Schweiz eingehalten. Die umliegenden EU-Länder und Brüssel foutieren sich um Verträge.

Da Leadership für den Bundesrat und Politiker ein Fremdwort ist, müsste der Vorschlag von Professor Weder durch die bürgerlichen Parteien der Ausweg aus der Sackgasse sein. Weil aber die FDP in Sachen EU zweigleisig fährt und die CVP noch immer an den EWR glaubt, müsste Efta 2.0 mit Mitteln des Volkes zum Durchbruch verhol-fen werden. Die Schweiz würde längerfristig wieder ihre Eigenständigkeit erlangen und nicht mehr dem Diktat der EU ausgesetzt sein.

Benno Blatter, Malix

Die Vorteile der bilateralen Verträge werden offensichtlich gewaltig überbewertet. Länder

wie die USA und Japan haben bestimmt ebenso wertvolle Verträge mit der EU, jedoch ohne die Personenfreizügigkeit und andere zu stark auf die EU konzentrierte Verträge. Auf jeden Fall sind diese Nicht-EU-Länder voll auf den europäischen Märkten vertreten. Unser Bundesrat Johann Schneider-Ammann hat mit China ein Freihandelsabkommen abgeschlossen, welches tatsächlich für den Bürger Vorteile bringt und funktioniert: Wenn ich etwa im Internet in China Waren bestelle, werden diese ohne Zoll oder Mehrwertsteuer (MwSt) nach Hause geliefert. Wenn man dieselben Waren in der EU bestellt, zahlt man bei Beträgen um die 100 Franken zirka 50% des Warenwerts inklusive Verpackung und Transport (!) an MwSt, Zoll, Bearbeitungsgebühren. *Martin Steiger, Uster*

Freiheitsfülltes Leben

Nr. 28 – «Hitzewallungen»;
Markus Schär über das Klima

Die *Weltwoche* wird nicht müde, ihrer Kund- und Leserschaft jede Verantwortung für das Klima auszutreiben und die Bereicherung der milliardenschweren Anbieter von konventioneller Energie aufs wärmste zu empfehlen. Bis zum Verdacht, diese Marktschreier von Putins bis zu eines Ölscheichs Gnaden seien mit der *Weltwoche*-Redaktion wenn nicht bluts-, so doch geistesverwandt. Neben der erwiesenen Aufheizung des natürlichen Klimas droht uns also auch eine Aufheizung jener Kräfte, die wir freiheitsliebenden Schweizer ja nicht unbedingt so schätzen. Demgegenüber vermöchten die uns vom Himmel geschenkten Sonnen-, Wind- und Wasserkraft so einiges an Souveränität zu generieren. Verbunden mit Sorgfalt und Genügsamkeit, ermöglichten sie uns durchaus ein anständiges, sinn- und freiheits-erfülltes Leben.

Martin Köchli, Buttwil

Ist unsere Demokratie weniger demokratisch?

Nr. 28 – Zur Berichterstattung über die Krise zwischen der EU und Griechenland

Das Abstimmungsresultat Griechenlands müsse mit grossem Respekt vor der Demokratie entgegengenommen werden, heisst es aus Brüssel. Warum wird denn gegenüber der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative durch das Schweizer Stimmvolk in Brüssel so gegenteilig verfahren? Ist unsere Demokratie etwa weniger demokratisch als die der Griechen und die der EU, die vor lauter Zentralismus und Sozialismus heute in ihren Grundfesten gefährdet ist?

Obwohl wir nicht unablässig um milliardenhohe Kredite feilschen wie das bis zu einem gewissen Masse selbstverschuldet in der Krise steckende Mittelmeerland, sondern schön brav jedes Jahr einen Kohäsionsbeitrag von einer Milliarde und mehr an Brüssel abliefern, ohne dass es Bundesbern dabei einfiel, an diese Zah-

lung Bedingungen zu knüpfen, die im Sinne des Volkes wären? Wir zahlen sogar, auch wenn wir nicht Mitglied der EU sind, die Mitglieder der EU zahlen teilweise nicht nur nichts, sie bekommen noch, und zwar in grossen Mengen. O du kriecherisches, unsere Demokratie verleugnendes Bundesbern! O du ökonomisch wahnwitziges, aber für die Demokratie kämpfendes Athen!
Ernst-Louis Bingisser, Kempraten am See

Angst um die Jobs

Nr. 27 – «Ich will Zahlen sehen»;
Alex Reichmuth über die Aarburger Sozialvorsteherin Martina Bircher

Martina Bircher bringt die Sache unseres Asylwesens auf den Punkt. Unsere Politiker täten gut daran, sich auch etwas um die Schweizer Bevölkerung zu kümmern – wir machen uns grosse Sorgen über die Überfremdung in unserem Land. In den Städten sind Bahnhöfe, Grünanlagen und Grillplätze besetzt von Asylanten und Ausländern. In Aarau tummeln sich Asylanten auf dem ganzen Gelände des Kantonsspitals Aarau, da die Zivilschutzanlage zur Asylantenunterkunft umgebaut wurde. Viele Menschen in unserem Land haben Angst, ihren Job zu verlieren. Viele suchen vergeblich in den Städten nach günstigem Wohnraum. Wann wird dieser inakzeptable Zustand endlich geändert?

Regina Braxmeier, Aarau

Erfolgreiches Rheintal

Nr. 26 – «Der unglaubliche Fall Schlegel»;
Philipp Gut über den FDP-Spitzenpolitiker

Ich begrüsse Ihre umfangreichen Recherchen im Fall Schlegel. Unsauberes soll, unabhängig von der Parteizugehörigkeit, aufgedeckt werden. Dass die *Weltwoche* jedoch aus wenigen Fällen gleich ein Sittengemälde unseres gesamten schönen Rheintals malen will, ist weder seriös noch angebracht. Das Rheintal ist gesamtschweizerisch eine sehr erfolgreiche Region in vielerlei Hinsicht. Ich freue mich, wenn Sie in einer nächsten Ausgabe von den positiven Seiten der Randregion Rheintal berichten.

Hanspeter Kuster, Balgach

Weltwoche allgemein

Kolumnist Peter Bodenmann hat in letzter Zeit verschiedentlich unsere Landwirtschaft in der *Weltwoche* scharf kritisiert, leider nicht immer objektiv. Insbesondere postuliert er für deren Erzeugnisse gleiche Preise wie in der EU. So beschreibt und beschimpft er die Schweizer Bauern wörtlich als unproduktiv.

Bekanntlich produzieren wir auf einer Hochpreisinsel. Wir sehen sinkende Erlöse bei steigenden Kosten. Ohne Direktzahlungen

haben wir null Chancen zu existieren. Schliesslich kennt man in der übrigen Wirtschaft auch flankierende Massnahmen. Schweizer Bauern könnten viele Produkte gratis abgeben, und die Konsumentenpreise wären in der Schweiz immer noch höher als in der EU. So etwa beim Fleisch, aber auch beim Brot et cetera. Bei einem Konsumentenfranken für Brot bleiben gerade mal zehn bis fünfzehn Rappen – je nach Brotsorte – für den Bauern.

Die schweizerische Landwirtschaft ist kein Wohlstandsrisiko. Unsere Landwirtschaft hat ein wesentlich teureres Kostenumfeld als die EU. Ist sie doch Teil der Volkswirtschaft und mit ihr vernetzt. In einer früheren *Weltwoche*-Ausgabe vergleicht Herr Bodenmann die Schweiz mit der Bretagne, die auf Meereshöhe im tafelebenen Tiefland liegt, massiv unterstützt mit Zahlungen der EU, nicht vergleichbar mit unserem Klima, unserer Topografie und Bürokratie. Er schreibt von Kühen, die 35 Liter Milch pro Tag geben. Das ist nur mit Kraftfutter möglich. Die schweizerische Landwirtschaft aber verlangt, dass unser Vieh Gras und Heu fressen und so auch unsere schöne Landschaft pflegen soll, von welcher Herr Bodenmann als Hotelier ganz schön profitiert!

Kurt Schwarz, Villigen

Korrigenda

Im Editorial «Bilateral» (Nr. 27/15) muss es natürlich heissen: 25 Prozent der Zürcher Arbeitslosen sind Akademiker, nicht 25 Prozent der Akademiker sind arbeitslos. Bitte entschuldigen Sie diesen Fehler.

Die Redaktion



CRESTA
PALACE

Sommerzeit

BELEBENDE TAGE IM
ENGADIN

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 11. Oktober 2015

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Anne und Kai Ulrich



Kosten ohne Ende

Eine Mazedonierin bleibt trotz abgelehntem Asylgesuch in der Schweiz. Wegen ihres Verhaltens sind teure Therapien und Familienbegleitungen nötig. Die Wohngemeinde der Frau aus dem Balkan muss bezahlen und bezahlen – obwohl niemand weiss, warum sie nicht zurückkehren kann. *Von Alex Reichmuth*

Jana Andov* reist 2006 in die Schweiz ein, zusammen mit ihrem Bruder. Sie stellen hier Asylgesuche. Diese werden abgelehnt, denn ihr Heimatland Mazedonien auf dem Balkan gilt keinesfalls als Unrechtsstaat. Trotzdem entscheiden die Bundesbehörden, dass die beiden in der Schweiz bleiben können, als vorläufig Aufgenommene. Ihre Rückreise gilt also als unzulässig, unzumutbar oder unmöglich. Warum, weiss in der Agglomerationsgemeinde P., wo die beiden Mazedonier wohnen, niemand. Aussergewöhnlich ist das nicht. Bundesbern begründet die Vergabe einer vorläufigen Aufnahme oft kaum bis gar nicht.

Jana Andov und ihr Bruder arbeiten nicht und leben seit ihrer Ankunft auf Kosten des Staates. 2008 gebärt Jana einen Sohn, Milan. Den Vater ausfindig zu machen, erweist sich als schwierig. Die Behörden ermitteln, dass es ein ehemaliger Asylant ist, der in der Asylunterkunft einer anderen Gemeinde wohnte, jetzt aber verschwunden ist. Wie sich herausstellt, lebte er unter falschem Namen in der Schweiz. Nach aufwendigen Recherchen wird der Kindsvater in Nordrhein-Westfalen, Deutschland, ausfindig gemacht. Er stammt aus der afrikanischen Elfenbeinküste, vielleicht auch aus einem anderen Land, so genau weiss man das nicht. Die Anerkennung der Vaterschaft erfolgt erst fast zwei Jahre nach der Geburt des Kindes. Später wird der Vater von einem Schweizer Gericht zu Unterhaltszahlungen verpflichtet. Viel zu holen scheint es aber nicht zu geben. Zum Zeitpunkt des Urteils kennt man nicht einmal eine aktuell gültige Wohnadresse des Mannes.

Mehrere Polizeieinsätze

Der Vater kann nicht zahlen. Und die Mutter ist unfähig, sich angemessen um den kleinen Milan zu kümmern. Schon kurz nach seiner Geburt bekommt das Kind eine Beiständin zur Seite gestellt. Auch das Zusammenleben von Jana Andov mit ihrem Bruder in der Asylunterkunft «gestaltet sich schwierig», wie in einem der zahlreichen Berichte des mehrköpfigen Betreuungsteams – Beiständin, Sozialarbeiter, Therapeuten, Psychiater – steht.

Die junge Frau zieht kurzum mit ihrem Sohn in die Stadt S. zu ihrer Mutter, die auch in der Schweiz lebt. Weil S. in einem anderen Kanton liegt, können sich Jana und Milan als vorläufig Aufgenommene dort nicht offiziell als Einwohner anmelden. Die Grossmutter ist aber auch nicht in der Lage, für ihre Tochter

und ihren Enkel aufzukommen. Also muss die ursprüngliche Wohngemeinde P. weiter für den Lebensunterhalt von Mutter und Kind bezahlen. Eine Zusammenarbeit mit Jana Andov sei nach dem Umzug allerdings nicht mehr möglich gewesen, rapportiert die Beiständin von Milan. «Telefonanrufe wurden nicht beantwortet, Termine nicht wahrgenommen.»

Dafür macht die Polizei der Stadt S. Erfahrungen mit den neuen Einwohnern. Ein erster Einsatz wird im Mai 2011 nötig, weil Milan, damals noch keine drei Jahre alt, «weinend

und ohne Aufsicht auf der Strasse» gefunden wird. Er ist nur spärlich bekleidet, trotz kühler Aussentemperatur. Beim zweiten Einsatz, einen Monat später, treffen die Polizisten das Kind an, wie es gefährlich auf dem Sims sitzt und Spielsachen aus dem offenen Fenster wirft.

Der Kinder- und Jugendschutz von S. empfiehlt darum die Betreuung von Milan in einer Tageskrippe. Der Bub wird alsbald in einem Kinderhaus umsorgt, fünf Tage pro Woche, zu einem Tagesansatz von 179 Franken. Die Kosten trägt die Öffentlichkeit.



Wenn der Vater nicht zahlen kann und die Mutter unfähig ist, sich angemessen ums Kind zu kümmern:

Auch die Mutter generiert zusätzliche Kosten, hält sie sich doch immer wieder mal in psychiatrischen Kliniken auf. Die Behörden der Stadt S. empfehlen alsbald eine gemeinsame Platzierung von Mutter und Kind in einer Klinik. Diese Empfehlung kann allerdings nicht umgesetzt werden, denn Mutter Jana entzieht sich dem Termin für ein Gutachten, das für die Kostenübernahme durch die Krankenkasse notwendig wäre.

«Grosse Fortschritte»

Also schlagen die Behörden stattdessen eine Familienbegleitung vor, ergänzend zur Tagesbetreuung von Milan. Denn diese Tagesbetreuung sei «im Hinblick auf die diagnostizierte Bindungsstörung» beim Kind, «gekoppelt mit der unzureichenden elterlichen Aufsicht der Mutter, bei weitem nicht ausreichend», steht in einem Bericht. Die Familienbegleitung, bestehend aus Besuchen von Sozialarbeitern, die versuchen, der Mutter

elementare Verhaltensregeln beizubringen, kostet gemäss einem Voranschlag über 16 000 Franken für ein halbes Jahr. Beginnen kann die Begleitung schliesslich erst mit zweimonatiger Verspätung, vermutlich wegen unkooperativen Verhaltens von Mutter Jana.

Kaum ist die Familienbegleitung gestartet, wird der Grossmutter die Wohnung gekündigt, so dass Jana und ihr Sohn, wie konstatiert wird, bald «wohnungslos» sein könnten. Also folgt, immer das «Kindwohl» im Auge habend, der Vorschlag für eine Vollzeitbetreu-

Zum Zeitpunkt des Urteils kennt man nicht einmal eine gültige Wohnadresse des Vaters.

ung von Milan im Kinderhaus, wo er bereits an den Wochentagen ist. Auch diese Massnahme ist mit 6600 Franken pro Monat nicht ganz billig. Aber gemäss Antrag wird Mutter Jana zugetraut, dass sie «die notwendigen positiven Veränderungen» hinsichtlich ihres Lebens- und Erziehungsstils erreichen kann – nicht zuletzt, weil sie selber auch eine ambulante Therapie besucht. Milan ist also fortan rund um die Uhr im Kinderheim, während seine Mutter «bei unterschiedlichen Leuten aus ihrem sozialen Umfeld in S.» wohnt, wie in einem Bericht steht.

Als sich abzeichnet, dass Jana wieder in ihre eigentliche Wohngemeinde P. zieht, weil sie dort «einen neuen Lebenspartner» gefunden hat, sind die Behörden gewillt, ihr Milan zurückzugeben. Denn ihre Betreuer melden nach Versuchen der Familienzusammenführung «grosse Fortschritte bzgl. ihrem Erziehungsverhalten». Sie schaue jetzt auch auf bessere Ernährung des Kindes. Zuvor hat sie es pausenlos mit Süssigkeiten gefüttert – mit dem Resultat «stark verfallener» Zähne und deren teurer Sanierungen. Aber ohne weitere Familienbegleitung geht es nicht, denn Jana fühle sich in der Erziehung «mit gewissen Themen derzeit noch unsicher» und schaffe es «noch nicht ausreichend», dem vierjährigen Kind die notwendigen Grenzen zu setzen. Auch, so wird konstatiert, sei «die Verlässlichkeit der Kindsmutter bzgl. Abmachungen einhalten» leider wieder «öfters mangelhaft». Also sind nochmals 15 000 Franken für eine halbjährige Familienbegleitung nötig.

Lange geht es allerdings nicht gut. Milan sollte in P. regelmässig in die Kinderkrippe, doch Jana Andov reist mit ihm immer wieder nach S. zur Grossmutter. Eine sinnvolle Familienbegleitung ist unter diesen Umständen nicht möglich. Diese startet dann aber doch, nun offenbar zu Kosten von 22 000 Franken für sechs Monate. Kurz danach tritt Milan in den Kindergarten in P. ein. Dort taucht er aber höchst sporadisch auf. Die Mutter begründet

seine Abwesenheiten etwa damit, er habe sich beim Spielen verletzt oder sei von anderen Kindern angegriffen worden. «Mit ziemlich viel Druck von meiner Seite her brachte Frau A. ihren Sohn schliesslich wieder in den Kindergarten zurück», rapportiert die Familienbegleiterin.

Rückreise nach Mazedonien?

Kurz danach kommt zum Vorschein, dass der Bruder wieder mit Jana und Milan zusammenwohnt und sich «aggressiv» verhält – was auch, wie in einem Bericht festgestellt wird, für Milan wegen des «negativen Modells eines männlichen Vorbilds» nicht optimal ist. Die Mutter, so wird bekannt, pendelt angesichts des Drucks des Bruders mit ihrem Sohn erneut ständig zwischen P. und der Stadt S. Die Familienbegleiterin stellt fest, Jana sei mit der Erziehung «momentan überfordert», und verlangt sogleich «intensive Unterstützung». Denn die Mutter hat, wie schon in unzähligen Berichten hervorgehoben, durchaus «Potential» für die Erziehung.

Gesagt, getan. Der Wohngemeinde flattert alsbald der Antrag ins Haus, die Kosten für einen Vollzeitaufenthalt von Jana und Milan in einer Mutter-Kind-Wohngruppe zu übernehmen – für ein ganzes Jahr. Kosten: rund 140 000 Franken. Die Gemeinde sagt zu. Im Dezember 2013 treten Jana Andov und Sohn Milan ein.

Was nach dem einjährigen Vollzeitaufenthalt passiert, geht aus den vorliegenden Unterlagen nicht hervor. Möglich, dass das Familienleben von Jana nun plötzlich reibungslos verläuft. Möglich aber auch, dass sie und ihr Sohn umgezogen sind und die Sozialkosten nun anderswo in die Höhe treiben. Der mittelgrossen Agglomerationsgemeinde P. hat die Frau jedenfalls Hunderttausende Franken Kosten verursacht.

Ein Punkt zum Fall «Jana Andov» ist besonders erstaunlich: Wie in einem Protokoll von 2012 festgehalten ist, wollte die Frau damals nach Mazedonien reisen, um einen neuen Pass zu besorgen – also in das Land gehen, in das ihre Rückreise angeblich als unzulässig, unzumutbar oder unmöglich erachtet wird. «Frau A. wird darauf hingewiesen, dass sie gut abklärt, wie sich das Reisen mit ihrem Status der Aufenthaltsbewilligung vereinbaren lässt», steht im Protokoll. Ob Jana Andov tatsächlich nach Mazedonien reiste, ist nicht bekannt.

Ein aussergewöhnlicher Fall? Mitnichten. Laut Insidern von Sozial- und Asylbehörden kommen solch kostentreibende Geschichten abgewiesener Asylbewerber selbst in mittelgrossen Gemeinden mehrfach vor.

* Alle Namen geändert.



staatliche Betreuung (Symbolbild).

Warum haben alle Eritreer ein Handy?

Keine Asylgruppe in der Schweiz ist so gross wie jene der Eritreer. Die Bevölkerung stellt Fragen. Eine Auswahl mit Antworten.

Von Peter Keller



Service-Mentalität der Migrationsämter: Smartphone für alle.

Mittlerweile stellen sie ein vertrautes Bild in der Öffentlichkeit dar: Eritreer tippen auf ihrem Smartphone herum, telefonieren angeregt, surfen, wischen über den Bildschirm. Sie verhalten sich nicht anders als ihre Schweizer Altersgenossen. Dass sie in der Bevölkerung für Diskussionsstoff sorgen, liegt an einer simplen Irritation: Wie ist es möglich, dass Menschen, die angeblich nur ihr nacktes Leben retten konnten, sich solche Handys leisten können?

Selbstverständlich haben nicht «alle» Eritreer ein Smartphone. Aber auffallend viele. Wie kommen mittellose Wirtschaftsflüchtlinge zu diesen nicht ganz billigen Geräten? «Wollen Sie die offizielle Antwort ... oder eine ehrliche?», fragt der Chef einer kantonalen Migrationsbehörde maliziös zurück. «Faktisch zahlen Sie mit Ihren Steuern die Handys und deren Kosten. Viele Eritreer erhalten Sozialhilfe.» Damit liessen sich diese Smartphones locker bezahlen.

Eine relativ grosse Gruppe, ergänzt der Migrationsexperte, verfüge über italienische SIM-Karten. Wie die Leute an diese herangekommen seien, könne er nicht sagen. Den Einwand, mit einer ausländischen SIM-Karte im Handy fielen die Telefonkosten viel zu teuer aus, lässt er nicht gelten. «Die Leute nutzen frei zugängliche WLAN-Netze. Dort können sie gratis surfen und über Whatsapp kostenlos telefonieren.» Das sei auch der Grund, warum sich viele Eritreer grup-

penweise in Bahnhöfen oder Geschäftszentren aufhielten: Dort könnten sie sich problemlos in öffentliche WLAN-Netze einwählen.

Mittlerweile sei die eritreische Bevölkerungsgruppe hierzulande recht gross, fügt der Asyl-experte an. «Man kennt sich, man hilft sich.» Zumindest die Abos liessen sich auf diese Weise einfach bei einem der Anbieter abschliessen. Womit man bei einer weiteren Gruppe sei, jener, die zwar unter Angabe einer Adresse – des Asyl-zentrums – ein Handy erwerbe, «aber mit irgendeinem Fantasienamen». Manche Telekomgeschäfte prüften die Personalien zu wenig genau und forschten erst nach ein paar Monaten bei ausbleibenden Zahlungen nach. «Aber dann ist es zu spät. Sie können das Geld abschreiben.»

Wie sie kommen, warum sie kommen

Nicht wenige glauben, die Flüchtlinge würden nachts von ortskundigen Begleitern über die grüne Grenze geschleust. Quasi mitten durch die Tessiner Wälder oder über abgelegene Bergpfade. Tatsache ist aber, dass 90 Prozent der Asylbewerber bequem im klimatisierten Zug aus Mailand in die Südschweiz anreisen – mit gültigem Billett: Man will schliesslich nichts riskieren bei der Fahrt ins Asylwuschland Schweiz.

In den Jahren 2011 bis 2014 stellten insgesamt 17249 Personen aus Eritrea ein Asylgesuch in

der Schweiz. Im vergleichbaren Land Österreich, das ebenfalls rund acht Millionen Einwohner und gemeinsame Grenzen mit Italien hat, waren es im gleichen Zeitraum lediglich 106 Gesuche. Die Erklärung ist einfach: Die Anerkennungsquote für Eritreer ist in der Schweiz im Gegensatz zu den umliegenden Nachbarstaaten enorm hoch. Das hat mit Gerichtsent-scheiden und mit der Praxis von Simonetta Sommarugas (SP) Beamten zu tun. «Ein grosser Teil dieser eritreischen Asylsuchenden kommt aus grosser Not in die Schweiz und ist auf unseren Schutz angewiesen. Viele von ihnen erhalten daher Asyl oder eine vorläufige Aufnahme und dürfen länger hier bleiben: Die Schutzquote lag 2014 bei rund 85 Prozent», schreibt das Staatssekretariats für Migration. Das sind europäische Spitzenwerte.

Polizeikreise gehen von einem mafiösen Verteilsystem aus. Die Wirtschaftsmigranten würden zielsicher in jene Länder geschleust, in denen die Aufnahme oder der illegale Aufenthalt besonders erfolgversprechend sei. In Frankreich bilden laut Eurostat (2013) Kongolesen die grösste Gruppe der Asylsuchenden, in Österreich sind es Russen, in Deutschland Personen aus Serbien, in Italien Nigerianer.

Was sie kosten

Die Aufnahme der Eritreer kostet viel Geld. Gemäss einer Studie aus dem Jahr 2014 liegt die Sozialhilfequote bei den erwerbsfähigen und als Flüchtlinge anerkannten Eritreern bei 87 Prozent. Sie bekommen die gleichen Sozialhilfeein-sätze (der Skos) wie Schweizer. Ein Beispiel: Eine Familie mit zwei Kindern erhält in der Zürcher Gemeinde Dietikon total Fr. 4911.30 im Monat. Steuerfrei. Mehr als Familien im Niedriglohnbereich zur Verfügung haben.

Die SVP Zürich rechnet vor, dass jährlich mehr als 100 Millionen Franken Sozialkosten für Personen aus dem Asylbereich anfallen. Tendenz rasant steigend – was auch mit der Service-Mentalität der Migrationsämter zu tun hat. Wie eine Anfrage der SVP-Kantonsrätin Barbara Steinemann ergeben hat, wurden zwischen 2010 und 2014 insgesamt 2402 von 2450 Reiseanträgen eritreischer Flüchtlinge bewilligt. «Dabei handelt es sich nicht um einen Einkaufsausflug zu Aldi Deutschland», sagt Steinemann. «Eine Reise dauert gemäss Definition mehrere Tage.» Es handle sich um ein Massengeschäft. «Wie viele Flüchtlinge in ihr Heimatland reisen, kann der Zürcher Regierungsrat gar nicht überprüfen.» ○

Ärztlich bewilligter Betrug

Wer die Stelle verliert, kann die Kündigung mit einem rückwirkenden Arztzeugnis locker aushebeln. Ärzte spielen beim Betrug bereitwillig mit. Die Allgemeinheit bezahlt die Rechnung.

Von Alex Baur

Der richtige Groove im Service ist bei den Trendlokalen von Michel Péclard in Zürich («Pumpstation», «Fischer's Fritz», «Milchbar» etc.) entscheidend. Beim ersten Probelauf zeigte sich Kellner Horst Schmidt (Name geändert) von seiner besten Seite. Doch kaum hatte der Deutsche den Arbeitsvertrag in der Tasche, war er nur noch ein Störfaktor im Betrieb. Offensichtlich suchte er die Kündigung. Am 12. Juni 2015 stellte ihn Péclard deshalb nach kaum zwei Wochen auf die Strasse und zahlte ihn aus. Da sich Schmidt in der Probezeit befand, belief sich die Kündigungsfrist auf drei Tage.

Zeugnisse auf Vorrat

Doch am 15. Juni präsentierte Horst Schmidt dem Arbeitgeber lachend ein Arztzeugnis, welches ihm eine Dr. med. Naturheilerin rückwirkend auf den 14. Juni ausgestellt hatte, also geradenochknappinnerhalbderKündigungsfrist. Und Kranken darf man in der Schweiz nicht kündigen. In den folgenden Wochen reichte der Deutsche zwei weitere Arztzeugnisse eines anderen Dr. med. Naturheilers nach. Wie Péclards Nachforschungen später ergaben, hatte der Arzt das zweite Zeugnis im Hinblick auf seine Ferienabwesenheit quasi auf Vorrat ausgestellt.

Woran Schmidt leiden soll, bleibt schleierhaft. Arztgeheimnis. Klar ist: Der Deutsche verlangt die Weiterzahlung des Lohnes, da ihm, wie eine Anfrage beim Arbeitsgericht, bei Anwälten und bei der gewerkschaftlichen Kontrollstelle ergeben habe, nicht gekündigt werden dürfe. Das Geld werde ja gewiss von der Versicherung bezahlt. Letzteres stimmt zwar. Und viele Arbeitgeber wählen in einer solchen Situation den Weg des geringsten Widerstandes und spielen beim Betrug mit. Nicht so Péclard.

Aus einer sozialen Verantwortung heraus, wie Péclard sagt, habe er das Attest einer Vertrauensärztin verlangt. Diese bezeugte: Horst Schmidt ist voll arbeitsfähig. Der umtriebige Gastronome ist bereit, den Fall wenn nötig vor Gericht zu ziehen. Obwohl er aus Erfahrung weiss, dass unsere Justiz in der Regel falsche Arztzeugnisse billigend in Kauf nimmt. Wie fast jeder Arbeitgeber in der Schweiz hat der Gastronome schon Erfahrungen auf diesem Gebiet gemacht. Ein Pakistani etwa verlängerte einen Heimaturlaub mit einem nachweislich gefälschten medizinischen Attest – die Gerichte akzeptierten seine angebliche Krankheit trotzdem. In einem anderen Fall beschwerte sich ein persischer Koch über eine vermeintlich zu hohe Feuchtigkeit in der Küche,

die bei ihm Hautausschläge verursacht habe. Mehrere Zeugen bestätigten, dass der Koch das Leiden selber herbeigeführt habe, indem er den Körper mit Plastik einwickelte. Der Fall endete mit einem Vergleich, so dass der Betrug doch noch mit einem Teilerfolg belohnt wurde.

Wenn ein Patient über Schmerzen oder psychische Leiden klagt, glauben ihm die Ärzte in der Regel. Es braucht Mut, um nachzuhaken und bei Widersprüchen konsequent zu bleiben. Viel bequemer ist es, die Augen zu verschliessen und das begehrte Zeugnis auszustellen. Die Versicherung zahlt ja. Doch selbst wenn ein Arzt vorsätzlich ein falsches Zeugnis ausstellt, hat das kaum Folgen. Anklagen sind hier extrem selten, Verurteilungen eine Rarität.

2008 bestätigte das Bundesgericht die Verurteilung eines Arztes wegen falschen Zeugnisses (Art. 318 StGB), der eine Patientin gegenüber der Krankentaggeld-Versicherung zu hundert Prozent für arbeitsunfähig, gegenüber der IV aber für vollständig gesund erklärt hatte. Die Aussicht auf eine IV-Rente hätte einen schlechten Einfluss auf ihre Therapie gehabt, versuchte sich der Arzt vor Gericht herauszureden. Sein Pech: Die Patientin zeigte ihn darauf an – und sie bekam recht. Mehr als eine bedingte Warnstrafe hat ein Arzt nicht zu befürchten, wie ein anderes Urteil von 2008 zeigt. Ein Mediziner hatte gegenüber der IV schwere Depressi-

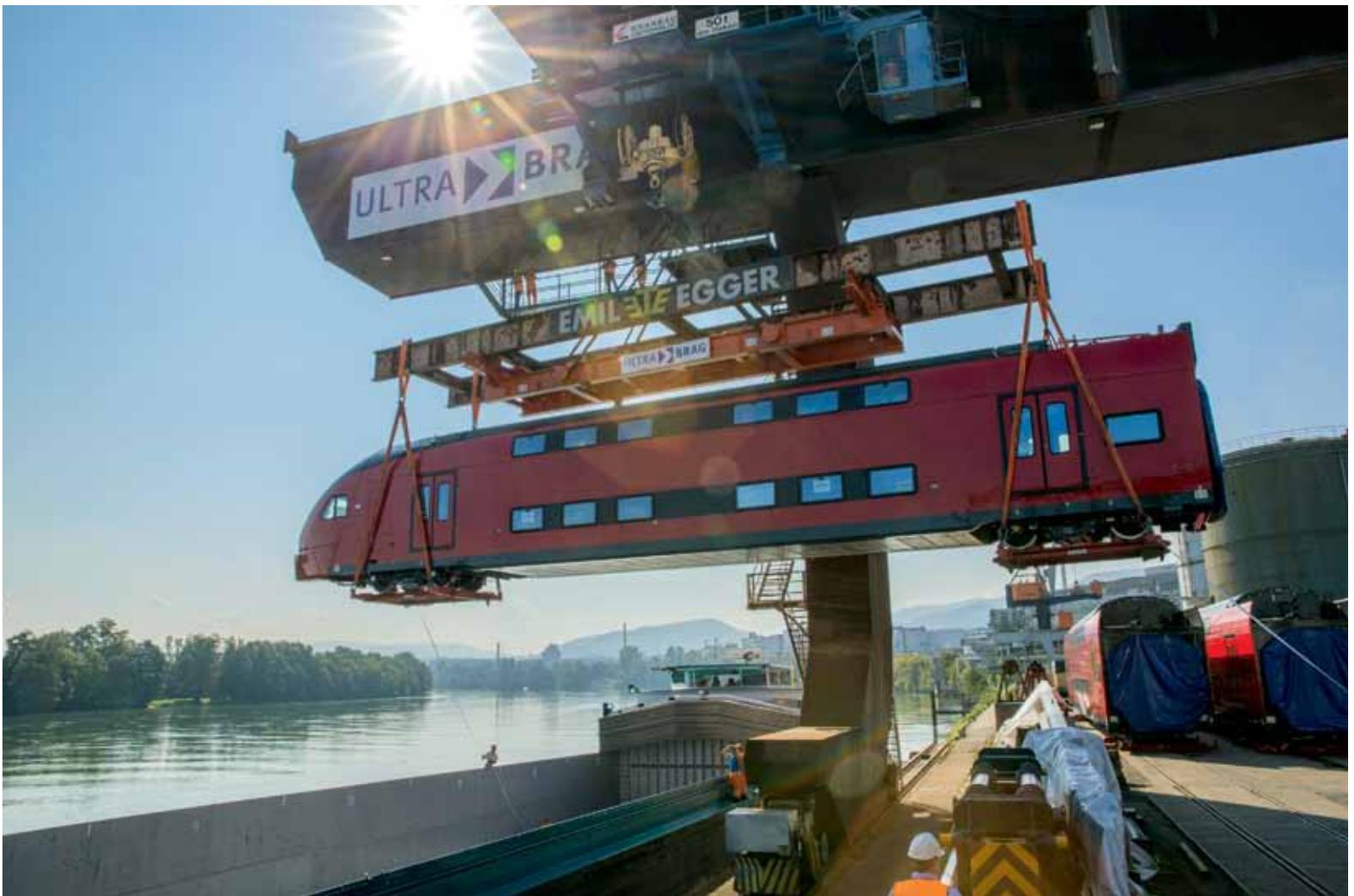
onen einer Patientin attestiert, die zu einer Rente führten. In einem anderen Attest bezeugte er das Gegenteil: «Solange ich die Patientin kenne, hatte sie nie Anzeichen einer depressiven Erkrankung.» Das falsche Zeugnis brachte ihm eine Busse von 5000 Franken ein.

Insbesondere bei Beamten gehört eine rückwirkende Krankschreibung nach einer Kündigung zum Standard. Das Bundesgericht hatte kürzlich über die Kündigung einer Sachbearbeiterin der Eidgenössischen Steuerverwaltung zu befinden, die im September 2012 wegen mangelnder Leistung zurückgestuft worden war. Die Frau liess sich sofort «arbeitsplatzbedingt» krankschreiben. Wie dem Urteil (A-6277/2014) vom 16. Juni 2015 zu entnehmen ist, fühlt sie sich als Ausländerin und wegen ihres Geschlechts diskriminiert.

Die angedrohte und später ausgesprochene Kündigung war der Grund für ihre psychische Erkrankung. Dabei war die Kündigung nach Ansicht der Richter nicht missbräuchlich. Doch dank der Masche mit dem Arztzeugnis gelang es ihr, während fast zweier Jahre die Kündigung bei vollem Lohn zu verzögern. Nun erhält sie darüber hinaus acht Monatslöhne als Abgangsentschädigung. Bei einem Bruttojahreslohn von 143 032 Franken resultiert allein aus diesem Einzelfall ein Schaden von weit über 300 000 Franken – zu Lasten der Allgemeinheit. ○



Es braucht Mut, um nachzuhaken: medizinisches Gespräch.



Andere Kräfte: erfolgreiche Stadler Rail, Auhafen MuttENZ, 2014.

Überschätzte Bilaterale

Die Schweiz ist wirtschaftlich gut durch die vergangenen zwanzig Jahre gekommen, weil sie nicht überbordert hat. Die bilateralen Verträge haben dabei eine geringe Rolle gespielt.

Von Beat Gygi

Die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU gelten für viele als Rettung aus einer anfänglich ausweglosen Lage nach dem Nein des Volkes zum EWR-Beitritt Ende 1992. Die sieben Verträge der ersten Serie werden oft als zentrale Grundlage der soliden wirtschaftlichen Entwicklung seit den neunziger Jahren dargestellt. Je nach Sichtweise werden sie heute als absolut unverzichtbar verteidigt oder als Motor der dynamischen Entwicklung der Schweizer Wirtschaft und Innovationskraft gelobt. Die Konzentration auf die Beziehung Schweiz–EU verstellt aber leicht den Blick auf die Kräfte, die für die wirtschaftliche Entwicklung viel wichtiger waren.

Nach dem Nein des Schweizer Volkes zum EWR-Beitritt im Dezember 1992 breitete sich in Politik, Verbänden und Gewerkschaften Trübsal aus. Wie sah die Welt damals aus? Die Schweizer Wirtschaft befand sich mitten in

einer Vollbremsung nach der Überhitzung Ende der achtziger Jahre. Der Übergang von den achtziger in die neunziger Jahre war ähnlich hart wie das Überqueren eines steilen, steinigen Passes in dünner Luft und mit schwerem Gepäck. Im Jahr 1989 war der Immobilienboom praktisch auf dem Höhepunkt, alle jagten nach Kaufgelegenheiten, in sogenannten Kaskadenverkäufen wurden Häuser nur Monate nach dem Kauf schon wieder mit einem Plus von zwanzig Prozent weiterverkauft.

Schwere Finanzkrise

Und auch allgemein ging es mit den Preisen steil nach oben. Aus der Inflation von rund 2,5 Prozent Ende der achtziger Jahre wurden rasch etwa 5 Prozent. Mehr und mehr ging es mit der Wirtschaft in die dünne Luft einer Hochzinslandschaft, in der man durch hektische Preis- und Lohnsteigerungen ausser Atem

geriet und trotzdem nicht recht vorwärtskam. «Die Hypothekarzinsen werden nächstens in den zweistelligen Prozentbereich steigen und wohl nie mehr herunterkommen.» So lauteten Anfang der neunziger Jahre die Einschätzungen namhafter Ökonomen von Banken und Forschungsinstituten. Wer damals als Hauseigentümer noch rasch einen Hypothekarkredit zu acht Prozent auf sechs Jahre abschliessen konnte, schätzte sich glücklich.

1991 hatte die Jahresinflationsrate gut sieben Prozent erreicht, und Politiker und Ökonomen schimpften bei jeder Gelegenheit über die sogenannten administrierten Preise, bei denen der eine mit dem andern so verbunden war, dass sie sich quasi automatisch gegenseitig hochschaukelten. Ebenso ging es mit den Löhnen, die über Kostensteigerungen wiederum die Preise nach oben trieben. Bei der Passüberquerung wurde die Wirtschaftsentwicklung abrupt gebremst

durch eine restriktive Geldpolitik. Dann brachen die Preise an den Immobilienmärkten ein, was nicht nur Hauseigentümer schwer belastete, sondern auch die Schweizer Banken, die faul gewordene Kredite von ungefähr fünfzig Milliarden Franken abschreiben und als Verluste verbuchen mussten. Es war eine schwere, national verdaute Finanzkrise.

All dies zeigte sich natürlich im Bruttoinlandsprodukt, in der Beschäftigung und in der Stimmung in der Wirtschaft. Von den stürmischen Wachstumsraten in der Nähe von jährlich vier Prozent in der Periode 1988/89 fiel die Wirtschaft rasch in die Stagnation, aus der sie sich erst Mitte der neunziger Jahre allmählich befreien konnte. Die Flaute im ersten Teil der neunziger Jahre hatte viel mit der Geldpolitik der Nationalbank zu tun, die damals mit aller Gewalt die Inflation zu verringern suchte und im Urteil heutiger Beobachter zu viel Unternehmenslust abgewürgt hat. Ernst Baltensperger schreibt in seinem Buch über den Schweizer Franken (NZZ-Verlag, 2012) von einer Stabilisierungskrise von 1991 bis 1993 und einer Geldpolitik, die 1994 «klar zu restriktiv» gewesen sei.

In der Flaute riefen Politiker und Verbände beispielsweise 1993 die Motivationsparole «Der Aufschwung beginnt im Kopf» aus, um den Ausweg aus der Lethargie zu weisen. Und 1995 taten sich fast zwanzig Wirtschaftsführer und andere Persönlichkeiten zusammen und lancierten unter dem Titel «Mut zum Aufbruch» das sogenannte Weissbuch der Wirtschaft, das vom damaligen ABB-Co-Präsidenten David de Pury und den Professoren Heinz Hauser und Beat Schmid herausgegeben wurde und das Reformen und freiere Spielregeln in der Wirtschafts- und Sozialpolitik forderte.

Das war ungefähr das Klima, in dem Politiker, Wirtschaftsorganisationen und Gewerkschaften nach dem Nein zum EWR-Beitritt Ende 1992 neue Möglichkeiten zur Zusammenarbeit mit der EU suchten und dann sektorielle Abkommen zu verhandeln begannen. Das Resultat waren die sieben bilateralen Verträge zu den Themen Luft- und Landverkehr, Personenfreizügigkeit, technische Handelshemmnisse, Landwirtschaft, Forschung und öffentliches Beschaffungswesen. Im Jahr 1999 war es so weit, dass das Paket der Bilateralen I ins Schweizer Parlament kam.

Grosse Hoffnungen galten damals dem «neuen Potenzial an Wirtschaftswachstum und damit verbundenen Mehreinnahmen des Staates», die – so die Erwartung – «ein Mehrfaches der direkten Kosten ausmachen» dürften. Man sprach auch oft von der «institutionellen Isolation», also mehr oder weniger der Furcht von Politikern und Funktionären, mit Kollegen in der EU zu wenig intensiv in Berührung zu kommen.

Aber 1999, als die Verträge reif waren, hatte die Schweiz – wie die ganze Welt – wirtschaftlich stark aufgedreht und die Asien- und Russ-

landkrise von 1997 und 1998 schon fast verdaut. 1997 stieg das Wirtschaftswachstum auf über zwei Prozent, im Jahr 2000 auf fast vier Prozent. Der Internet- und Technologie-Boom brachte einen derartigen Schwung in fast alle Sektoren, dass selbst Sozialdemokraten und Grüne plötzlich vom Wachstum schwärmten, weil die neue Dienstleistungs- und Softwarewelt irgendwie immateriell war und vielerorts die Hoffnung nährte, das steigende Sozialprodukt möge eine immer üppigere Umverteilung erlauben.

Der Traum währte allerdings nicht lange, 2001 platzte die sogenannte Internetblase, führte an den Börsen zu gewaltigen Kurseinbrüchen und vernichtete wirtschaftliche Werte in schockierendem Ausmass. Viele Telekom-, Medien- und Technologieunternehmen verloren die Hälfte bis neun Zehntel ihres Wertes, wenn sie überhaupt überlebten. Aber aus heutiger Sicht war dies ein Aufräumen, es war das Ende des Anfangs und nicht der Anfang des Endes der neueren Branchen. Viele Internetfirmen gingen in Konkurs, der Industrieriese ABB geriet an den Abgrund – freilich auch wegen anderer Fehler –, die traditionellere Industrie erlebte eine Rosskur, und viele Anleger verpassten die historische Chance, im trüben Frühling 2003 Aktien zu kaufen.

Zu dieser Zeit war auch das Thema Wachstumsschwäche in der breiteren Öffentlichkeit

Als die Verträge reif waren, hatte die Schweiz wirtschaftlich schon stark aufgedreht.

zum Thema geworden. Das Staatssekretariat für Wirtschaft verfasste Studien zur Frage, wieso die Schweiz seit den siebziger Jahren schwächer wachse als die meisten anderen Länder und wie in der Schweiz die Bremse gelöst werden könnte. Eine grosse Sorge war die Zerteilung der Schweizer Wirtschaft, also der Umstand, dass die vom Weltmarkt ziemlich stark abgeschottete inländische Wirtschaft verkrustet bleiben und so nie wirklich fit werden würde.

Die wichtigste Antwort der Ökonomen und später der Politik lautete deshalb: In der Schweiz ist ein Binnenmarkt mit intensiverem Wettbewerb einzurichten, damit für Firmen und Haushalte die wirtschaftlichen Verhältnisse etwa so sind, wie wenn die Schweiz in der EU wäre und dem internationalen Marktdruck ausgesetzt wäre.

Was hätte da willkommener sein können als das erste Paket der bilateralen Verträge mit seinen sieben Teilen, das grossenteils im Laufe des Jahres 2002 in Kraft trat? Aus heutiger Sicht machen die modifizierten Beziehungen zur EU allerdings nicht den Eindruck, als hätten sie eine einschneidende Wirkung gehabt. Zum einen brauchten sie zuerst eine Anlaufzeit, zum andern waren andere Kräfte im In- und Ausland weitaus wichtiger für den Gang der Schweizer

Wirtschaft. Der amerikanische Notenbankchef Alan Greenspan hatte in den neunziger Jahren mit einer lockeren Geldpolitik begonnen, die seine Nachfolger zunehmend wilder betrieben, um die Wirtschaft in Schwung zu halten. In der EU führte die frischgegründete Währungsunion zu einem wirtschaftlichen Strohfeuer, das immerhin etwa acht Jahre lang brannte. Die riesigen Geldsummen, die ab etwa 2003 in einem langen und starken Aufschwung in die unsoliden Länder der Euro-Zone flossen, regten auch die Schweizer Wirtschaft an, dies aber primär über die normalen Exportkanäle, die auf dem normalen Freihandel beruhen.

Vorsicht und Zurückhaltung

In einer Zwischenbilanz des Volkswirtschaftsdepartements im Herbst 2008 zu den Bilateralen I steht denn auch ziemlich zurückhaltend, dass der Befund positiv sei: Die Befürchtungen einer unkontrollierten Einwanderung hätten sich nicht bewahrheitet, und Lastwagenlawinen durch die Schweiz seien ausgeblieben. Die Hauptwirkung wird der Personenfreizügigkeit zugeschrieben, da diese die Beschäftigung angeregt habe. Noch verhaltener tönt eine gemeinsame Studie von KOF, der Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich, und Economiesuisse aus dem Jahr 2011: Bei sorgfältiger Betrachtung der verschiedenen theoretischen Argumente sei «kaum davon auszugehen, dass die bilateralen Abkommen die Potenzialwachstumsrate des Schweizer BIP vermindert haben». Unklar sei, ob es pro Kopf eine Verbesserung gebe. Viel genauer können auch die jüngsten Arbeiten der KOF oder der Bundesverwaltung die Auswirkungen nicht eingrenzen. Auch da ist die Frage, ob das Wirtschaftswachstum pro Kopf durch die Bilateralen beschleunigt worden sei oder nicht, ohne klare Antwort geblieben. Im schlimmeren Fall könnte es sogar sein, dass die Ausweitung der Beschäftigung gewisse Formen von Wachstumsschwäche überdeckt hat, jene, die auf einer mangelhaften Produktivität beruhen.

Man kann sich fragen, ob die Bilateralen eventuell entscheidend dazu beigetragen haben, dass die Schweiz derart gut durch die Finanz- und Schuldenkrise gekommen ist; diese Ansicht wird oft als Argument für eine stärkere Anbindung an die EU vorgebracht. Bei nüchterner Betrachtung bestand der Vorteil der Schweiz aber darin, dass in der Zeit des Übermuts von 2003 bis 2007 weniger unüberlegte und impulsive Investitionen getätigt und weniger leichtfertige Schulden gemacht wurden als in anderen Ländern; man wurde auch weniger mitgerissen als in kollektiven Gebilden wie der EU. Hinzu kam, dass die Schweizer Politiker in der Krise weniger hektisch mit Hilfgeldern um sich werfen konnten als anderswo. Eine solche Vorsicht und Zurückhaltung erreicht ein Land allerdings eher, wenn es nicht zu sehr durch fixe Regelungen an andere gebunden ist. ○

«Alles, was heikel ist, haben wir nicht»

Kaum jemand weiss so viel über die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU wie Christa Tobler. Mit ihren Erklärungen zum Sonderfall stösst die Basler Rechtsprofessorin aber auf wenig Verständnis – weder im Europäischen Parlament noch in der Schweizer Politik. *Von Markus Schär*

Frau Tobler, die EU-Spitzen sagen gerne: «Der Binnenmarkt ist kein Schweizer Käse. Es gibt keinen Binnenmarkt mit Löchern.»

Das stimmt in der EU und auch im EWR. Aber es stimmt nicht für die Schweiz, weil sie nicht voll zum EU-Binnenmarkt gehört.

Von den vier Freiheiten des Binnenmarktes – Personen, Güter, Dienstleistungen, Kapital – gelten nur drei für die Schweiz, und auch diese nicht uneingeschränkt. Das versuchten Sie einem Ausschuss des EU-Parlaments zu erklären. Wie fühlten Sie sich nach Ihrem Auftritt?

Es war nicht meine Aufgabe, mich hinterher gut zu fühlen. Das Parlament will eine Entschliessung zum Verhältnis mit den Efta-Staaten verabschieden; der Ausschuss besprach einen Entwurf, den der Berichtsersteller verfasst hatte. Dazu lud er mehrere Leute ein, auch mich als Vertreterin der Wissenschaft.

Ich fragte Sie nach Ihren Gefühlen, weil sich das Verständnis für Ihre Erklärungen offenbar in engen Grenzen hielt.

(Lacht) Wir müssen sehen, dass Leute, die in einem Parlament sitzen, sich nicht auf alle Themen spezialisieren können, auch nicht jene, über die sie in Arbeitsgruppen sprechen. Das bilaterale Recht ist wirklich ein Sonderfall, ein sehr komplexes System. Ich wunderte mich deshalb nicht, dass viele Leute, inklusive der Vorsitzenden, dieses Thema nicht voll im Griff hatten. Der Berichtsersteller, der deutsche CDU-Abgeordnete Andreas Schwab, weiss aber viel darüber.

Und das reicht?

Ich weiss nicht, ob es in unserem Parlament anders aussähe. Auch da verstehen wohl nicht alle die rechtlichen Details der Themen, die sie bearbeiten.

Der Ausschuss legt die Entschliessung jetzt dem Plenum vor. Sind Ihre Einwände da eingeflossen?

Andreas Schwab wollte den Entwurf nach dem Hearing überarbeiten; ich kenne die jüngste Fassung nicht. Wir müssen bedenken, dass solche Dokumente immer nach innen und nach aussen wirken sollen. Nach aussen – im Verhältnis mit der Schweiz – wollte ich erreichen, dass eine Sprache mit den rechtlich korrekten Begriffen verwendet wird, welche die andere Seite verstehen kann; sonst kommt es nicht zu einem sinnvollen Dialog. Andererseits kommuniziert ein Parlament mit solchen Entschliessungen

auch immer nach innen, also mit den eigenen Hinterbänklern. Worauf der Ausschuss das Schwergewicht legt, weiss ich nicht.

Darf sich die EU einfach auf den Standpunkt stellen, es gebe mit der Schweiz nichts zu verhandeln?

Ja, rechtlich darf sie das. Der Bundesrat machte es genau gleich, als ihn die EU bat, die Unionsbürgerrichtlinie zu übernehmen. Er sagte damals schlicht: «Daran haben wir kein Interesse, darüber verhandeln wir nicht.» Man kann niemanden zum Verhandeln zwingen.

Immerhin gibt es im Personenfreizügigkeitsabkommen eine Klausel, die besagt, dass bei schwerwiegenden wirtschaftlichen oder sozialen Problemen eine Seite Verhandlungen beantragen könne.

Das Abkommen sieht nur vor, dass solche Probleme im Gemischten Ausschuss zu besprechen sind. Dieses Gremium trifft sich ja regelmässig, und bisher herrschten keine schwerwiegenden Probleme. Von Verhandlungen steht dagegen nichts. Die EU sagt, sie führe Gespräche mit der Schweiz – aber Gespräche sind etwas anderes als Verhandlungen.

«Diese Leute haben keine Zeit, sich dauernd mit allen Details zu beschäftigen.»

Sie stellen fest, dass selbst die EU-Spitze die bilateralen Verträge schlecht kenne. Was können der Bundesrat und die Diplomatie machen, um mehr Verständnis für die Schweiz zu schaffen?

Das ist eine schöne Frage. Diese Leute – das sage ich nicht als Wissenschaftlerin – haben schlicht keine Zeit, sich dauernd mit allen möglichen Details zu beschäftigen. Das ist in der Schweiz nicht anders als in der EU. Deshalb müssen sich die Stäbe mit diesen Fragen auseinandersetzen. Und es gibt in der EU durchaus Leute, die das bilaterale Recht gut kennen. Wir müssten also dafür sorgen, dass die Spezialisten noch mehr wissen. Aber das Problem liegt auch im Rechtssystem selber. Die EU ist seit vielen Jahren gewohnt, in den Kategorien des Binnenmarktes zu denken. Es ist anspruchsvoll, daneben noch die Sonderregeln für die Schweiz zu beachten. Es gibt auch bei uns nicht Dutzende von Leuten, die das bilaterale Recht wirklich gut kennen.

Dann ist es eine hoffnungslose Aufgabe, der EU die Bilateralen zu erklären?

Eine äusserst anspruchsvolle Aufgabe jedenfalls. Wir können nicht erwarten, dass alle entscheidenden Leute sich in den Details auskennen.

Das Unverständnis in Brüssel kommt doch daher, dass der Bundesrat die EU im Glauben liess, die bilateralen Verträge führten zu einem Beitritt. Die EU betrachtet uns deshalb als Mitgliedstaat.

Nein, ich höre und sehe niemanden, der glaubt, die Schweiz strebe die EU-Mitgliedschaft an – das war einmal. Richtig ist nur: Wenn die Schweiz jetzt Mitglied werden wollte, würde die EU sie sehr gerne aufnehmen.

In der Schweiz gehen die Politik und die Diplomatie vom Standpunkt der EU aus, die Personenfreizügigkeit sei als Grundprinzip des Binnenmarktes nicht verhandelbar. Wie erklären Sie diese Haltung?

Wer das in der Schweiz so sagt, der meint damit das, was uns die EU vor einem Jahr klar mitgeteilt hat: Sie will an der Personenfreizügigkeit in der heutigen Form festhalten, sonst ist sie an einem Abkommen nicht interessiert.

Und deshalb sagen viele Schweizer: «Die EU will nicht mit uns reden, also lässt sich sowieso nichts erreichen.» Das ist doch Defätismus.

Der Bundesrat beschränkt sich aber nicht darauf. Er bemüht sich seit Monaten darum, dass die EU vielleicht doch nicht bei ihrer harten Haltung bleibt. Darum sucht er Gespräche und legt sogar ein Verhandlungsmandat vor, obwohl die EU gar nicht verhandeln will. **Sucht der Bundesrat nicht einfach das Gespräch mit der EU, weil er die institutionelle Anbindung anstrebt, also den schleichen den EU-Beitritt, wie es Christoph Blocher unterstellt?**

Wer der EU beitrifft, der bekommt das Stimmrecht; er muss sich dafür aber an alle Regeln des EU-Rechts halten.

Das machen wir ja.

Das machen wir absolut nicht. Wir haben keine Währungsunion, kein EU-Bürgerrecht, keine gemeinsame Aussenpolitik – alles, was wirklich heikel ist, haben wir nicht. In bestimmten Bereichen haben wir Verträge abgeschlossen, die uns nahe an dieses EU-Recht heranführen, aber eben nicht voll in den Binnenmarkt einbinden. Und der Wunsch nach einer institutionellen Anbindung kommt ja



«Man kann niemanden zum Verhandeln zwingen»: Rechtswissenschaftlerin Tobler.

nicht vom Bundesrat, sondern von der EU: Sie will nur noch neue Binnenmarktverträge mit der Schweiz abschliessen, wenn ein institutionelles Abkommen für Effizienz und Homogenität sorgt.

Das heisst: Die EU will, dass die Schweiz die Weiterentwicklung ihres Rechts automatisch übernimmt.

Entschuldigen Sie, das ist rechtlich nicht der richtige Begriff.

Ich weiss, die Sprachregelung lautet: dynamische Übernahme des EU-Rechts.

Das ist nicht dasselbe. Auch im EWR gibt es nicht ein automatisches, sondern ein dynamisches System. Das heisst: Der Gemischte Ausschuss bespricht alle relevanten Rechts-

änderungen und entscheidet, was er übernimmt. Man kann sich also gegen die Änderungen aussprechen, muss aber die Folgen hinnehmen. Das kennen wir im Schengen-Recht schon jetzt. Das Volk nahm 2009 die Einführung des biometrischen Passes an. Es hätte auch mit Nein stimmen können, dann aber die Konsequenzen tragen müssen. >>>

Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die Weltwoche enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die Weltwoche hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Zum Beispiel?

Die Folgen sind im Vertrag festgelegt, in diesem Fall wären es sehr drastische: Das Abkommen würde als beendet gelten, die Grenzkontrolle wieder eingeführt und das Schengen-Visum abgeschafft. Im EWR wird der relevante Teil des Rechts nicht mehr angewandt.

Ob das Recht automatisch oder dynamisch übernommen wird – die EU will, dass nur der Europäische Gerichtshof (EuGH) Recht spricht.

Dieser Vorschlag kam nicht von der EU. Sie dachte an eine Lösung wie den Efta-Gerichtshof des EWR, die Schweiz hätte also selber einen Richter oder eine Richterin stellen können. Die Schweiz schlug dagegen den EuGH vor.

Was halten Sie von diesem Vorschlag?

Ich habe ihn seit je kritisiert. Ich finde ihn nicht sinnvoll, auch wenn ich verstehe, warum ihn der Bundesrat machte.

Warum denn?

Der Bundesrat wollte verhindern, was zum EU- und auch zum EWR-System gehört: eine unabhängige formelle Überwachungsinstanz, die auch in der Schweiz die Einhaltung des Binnenmarktrechts überprüfen würde.

Sie treten immer noch für eine Neuauflage des EWR ein.

Nicht für eine Neuauflage, sondern für den Beitritt zum EWR, wie er heute ist.

Inzwischen wissen wir aber, dass ihn der Bundesrat und Staatssekretär Jakob Kellenberger 1992 für eine schlechte Übergangslösung hielten.

Wieso Übergangslösung? Die Länder, die heute mitmachen, sehen es völlig anders: Der EWR hat sich zu einer vorteilhaften Dauerlösung entwickelt. Ich meine einfach: Wenn die Schweiz in der verflochtenen europäischen Wirtschaftswelt nicht als Insel dastehen will, mit allen negativen Folgen, wäre sie mit dem EWR am besten bedient. Ich halte es für einen Fehler, dass der EWR seit der Abstimmung von 1992 gar nie mehr als ernsthafte Option galt.

Weil er die direkte Demokratie einschränken würde?

Das Schengen-Abkommen hat ähnliche Regelungen. Da können wir angesichts der Vorteile auch damit leben. Wir können weiter über alles abstimmen – unser Entscheid hat einfach Folgen.

Wie geht es jetzt weiter?

Das möchten wir alle wissen.

Die EU steckt in der grössten Krise ihrer Geschichte. Ist das gut oder schlecht für die Schweiz?

Ich glaube, es ist schlecht für die Schweiz. Sie lebt ja nicht unabhängig von ihrem Umfeld. Und wenn die EU sich mit Griechenland und mit Grossbritannien, mit der Uk-

raine und den Flüchtlingsströmen beschäftigen muss, hat sie noch viel weniger Zeit und Ruhe, sich der im Vergleich weit geringeren Probleme der Schweiz anzunehmen.

Die EU muss doch über einen Rückbau nachdenken. Das käme der Schweiz entgegen.

Die EU denkt bereits über einen Rückbau nach. Die neue EU-Kommission um Präsident Juncker stellte schon in ihrem Programm fest, sie müsse sich auf die Kernaufgaben konzentrieren. Und der Erste Vizepräsident, Frans Timmermans, kümmert sich um die «bessere Gesetzgebung». Was Sie meinen, das Zurückgeben von Kompetenzen an die Staaten, lässt sich aber nicht so einfach machen, weil es eine Vertragsrevision erfordern würde.

«Wenn wir die Bilateralen aufgeben, zahlen wir dafür einen sehr hohen Preis.»

Rudolf Strahm schrieb kürzlich, die Angst führe zur «dogmatischen Unnachgiebigkeit Brüssels». Die Schweiz brauche deshalb einen Plan B.

Ich würde nicht von Angst, sondern von Druck sprechen. Der Druck auf die Personenfreizügigkeit führt dazu, dass die EU gegenüber der Schweiz dieses Prinzip nicht aufweichen kann. Und was den Plan B angeht, müssen wir uns einfach fragen: Wie gehen wir mit dieser Situation um? Ich warne davor, die Bilateralen geringzuschätzen. Wenn wir sie aufgeben, zahlen wir dafür einen sehr hohen Preis.

Es will ja gar niemand die guten Beziehungen zur EU kappen. Aber die Bilateralen lassen sich doch nicht auf dem jetzigen Stand retten. Es gibt nur den Rückbau oder die Weiterentwicklung, also den völligen Einbezug der Schweiz mit einem institutionellen Abkommen, wie es die EU will.

Als Juristin sehe ich es anders. Stellen wir uns vor, die Verhandlungen über ein institutionelles Abkommen enden ohne Ergebnis: Das hiesse ja nicht, dass wir die Bilateralen aufgeben, wir könnten aber keine weiteren Verträge abschliessen. Und wenn wir bei der Personenfreizügigkeit keine Lösung finden, dann sagt die EU: «Wir haben einen Vertrag, er muss eingehalten werden.» Wenn die Schweiz das nicht will, dann müsste sie das Abkommen kündigen.

Rudolf Strahm meint, die EU-Bürokraten würden die Kündigung beantragen.

Warum sollten sie das tun? Es gibt keinen Grund, weshalb die EU die Verträge kündigen sollte; sie hält sie ja grundsätzlich für sinnvoll.

Und was geschieht, wenn sich die Schweiz nicht mehr an das Personenfreizügigkeitsabkommen hält?

Dann können Betroffene vor Schweizer Gerichten klagen. Und wenn sich diese auch nicht an das bilaterale Recht halten, dürfte die EU Massnahmen ergreifen, nicht rechtliche, sondern politische. Sie könnte also Gespräche über Anliegen der Schweiz verweigern.

Das heisst doch: Es passiert gar nicht so viel.

Das Problem – von der anderen Seite gesehen – ist, dass die heutigen Abkommen bei einem Vertragsbruch wenig griffige Massnahmen vorsehen. Deshalb kann man mit dem jetzigen System grundsätzlich lange weiterwursteln – wenn man mit dem Fehlen von Abkommen, die für die Schweiz wichtig wären, leben will.

Christa Tobler, 54, ist ordentliche Professorin für das Recht der Europäischen Integration am Europainstitut der Universität Basel und an der Universität im niederländischen Leiden. Ihr Positionspapier «The EFTA states and the indivisibility of the internal market» ist auf der Website des Europainstituts publiziert.



Kühle Nächte, frische Bergluft und Sonnenschein

Unsere Höhenlage sorgt für Abkühlung - die grösste Whiskybar der Welt für einen angenehmen Schlaf

Aus der Hitze entfliehen und die saubere Engadiner Bergluft schnuppern. Für Sie, „die Welwoche“ Leser, haben wir ein Spezialangebot zusammengestellt. Bereits ab CHF 130.- pro Person und Nacht mit diversen Zusatzleistungen.

Nähere Informationen finden Sie auf www.waldhaus-am-see.ch/weltwoche oder rufen Sie uns an.

Angebot nur bis 31. Juli 2015 buchbar.

081 836 60 00 - info@waldhaus-am-see.ch - www.waldhaus-am-see.ch

Schattenlohn aus der Stadtkasse

Bern, Zürich, Winterthur: Trotz angespannter Finanzlage bezahlen Schweizer Städte ihre Angestellten gut. Dank grosszügiger Pensionskassen-Reglemente liegen die tatsächlichen Gehälter noch weit höher als ausgewiesen. Von Florian Schwab und Jonas Baumann (Illustration)

«Stadtangestellte wollen endlich wieder mehr Lohn», titelte der Winterthurer *Landbote* vor einigen Monaten. Tatsächlich bot das Jahr 2014 für die Finanzierung der öffentlichen Hand ideale Voraussetzungen. Die Schweizer Wirtschaft wuchs solide, die Steuereinnahmen sprudelten. Gleichzeitig profitierten die öffentlichen Haushalte von rekordtiefen Zinsen und damit sehr tiefen Ausgaben für den Schuldendienst. Davon profitierten neben Bund und Kantonen auch die Gemeinden und Städte. Die Finanzlage in den Letztgenannten besserte sich demzufolge im letzten Jahr etwas. Selbst Städte, die notorisch im roten Bereich abschliessen, wie etwa Bern und Winterthur, wiesen für einmal bescheidene Überschüsse aus.

Zu Recht betonten die zuständigen städtischen Finanzdirektoren aber bei der Präsentation der Jahresergebnisse, dass die Lage angespannt bleibt. Die kommenden Jahre bergen etliche Unwägbarkeiten aus Sicht der Steuereintreiber. So zeichnet sich auf allen Ebenen ein Rückgang der Unternehmenssteuern ab – eine Entwicklung, die sich je nach Ausgestaltung der Unternehmenssteuerreform III noch weiter akzentuieren wird. Zudem muss die Privatwirtschaft die Währungsaufwertung verkraften, was vorübergehend wohl auf Kosten des Wachstums gehen wird. Der Bund will auf die verdüsterten Finanzaussichten reagieren, indem er die Personalausgaben auf dem aktuellen Niveau einfriert.

Schwarze Null wird zum «Geldsegen»

Bei den grossen Deutschschweizer Städten zeichnet sich hingegen noch kein Extraeffort angesichts der veränderten Rahmenbedingungen ab. Beispiel Stadt Winterthur: Diese hat in den letzten Jahren einige zaghafte Sparübungen veranstaltet. Die Personalkosten sanken zwischen 2011 und 2014 um rund 6 Millionen Franken (von 443 auf 437 Millionen). Die Sparrunde erregte allerdings, obwohl im Ausmass homöopathisch, den Zorn der organisierten Angestellten des öffentlichen Dienstes. Auf einer Website mit dem klingenden Namen «Sparschweineerei» machen sie gegen die zurückliegenden Lohnkürzungen von zwei Prozent mobil. Die schwarze Null feierten sie als «Geldsegen» für die Stadt Winterthur und taten so, als ob dies der neue Normalzustand sei. Selbstbewusst fordern sie, dass die «automatischen Lohnmassnahmen», die der Stadtrat zeitweise ausser Kraft gesetzt hatte, wieder



AUSFLUG DER STAATSPENTNER

Die kommenden Jahre bergen etliche Unwägbarkeiten aus Sicht der Steuereintreiber.

greifen sollten. Sprich: ein automatisches Lohnwachstum.

Ist das Wehklagen gerechtfertigt? Werden die Angestellten der Städte tatsächlich im Vergleich zu privatwirtschaftlich Beschäftigten schlecht behandelt? Die Stadt Winterthur unterteilt ihre Angestellten in zwanzig Lohnklassen. In den unteren verdient eine ungelernete Bürohilfe beim Berufseinstieg rund 55 000 Franken. Mit zunehmenden Dienstjahren gelangt sie in derselben Position auf etwa 67 000

Franken. Die Lohntabellen weisen den sogenannten Bruttolohn aus – also das tatsächlich ausbezahlte (Netto-)Gehalt plus die Arbeitnehmeranteile an den Sozialversicherungen. Aus ökonomischer Sicht ist allerdings das sogenannte Netto-Brutto-Gehalt massgeblich: Wie viel kostet ein Mitarbeiter den Arbeitgeber inklusive aller Sozialversicherungsbeiträge? Die Unterteilung in einen Arbeitgeber- und einen Arbeitnehmeranteil verstellt den Blick auf die wahren Personalkosten.

Dabei fallen vor allem die Pensionskassenbeiträge ins Gewicht, weil im Gegensatz zu den anderen Sozialversicherungen ein Ermessensspielraum besteht. Als Faustregel gilt: Hohe Arbeitgeberbeiträge an die Pensionskasse erhöhen den (wahren) Brutto-Brutto-Lohn, sind aber im einfachen Bruttolohn nicht ausgewiesen. Hohe Arbeitgeberbeiträge sind somit ein Mittel, um die wahren Lohnverhältnisse zu verschleiern.

Um die Brutto-Brutto-Löhne abschätzen zu können, muss man in den Reglementen der städtischen Pensionskassen die Arbeitgeberbeiträge nachschlagen und diese zum ausgewiesenen Bruttolohn addieren. Die einfache Bürokräft ohne Ausbildung verdient somit beim Berufseinstieg mit 25 Jahren nicht 55 000 Franken, sondern – dies verrät das Reglement – mehr als 57 300 Franken. Dies liegt daran, dass der Arbeitgeberanteil an die Pensionskasse sieben Prozent beträgt, zu zahlen auf alle Lohnbestandteile, die über dem sogenannten Koordinationsbeitrag von 24 500 Franken liegen. (Der Koordinationsbeitrag entspricht ungefähr einer vollen AHV-Rente und soll Überlagerungen zwischen der ersten und der zweiten Säule verhindern.)

Bereits in den untersten Jahrgangs- und Lohnstufen summiert sich der Unterschied zwischen dem ausgewiesenen und dem tatsächlichen Lohn auf mehr als vier Prozent. In diesem Kontext ist das Wehklagen über eine zwei-prozentige Lohnkürzung zu sehen. Wie stellt sich die Lage bei einer sechzigjährigen Bürohilfskraft dar? Der Arbeitgeberanteil auf dem pensionskassenpflichtigen Lohn beträgt in der Stadt Winterthur für ältere Arbeitnehmer 25 Prozent. Ein angegebener Bruttolohn von 67 000 Franken entspricht damit 78 250 Franken.

Mit zunehmender Lohnklasse und zunehmendem Alter werden die verschleierte Lohnbestandteile immer grösser. Dies liegt daran, dass im Fall der Stadt Winterthur die Arbeitgeberbeiträge weit über dem gesetzlichen Minimum liegen. Dieses beträgt 3,5 Prozent zwischen 25 und 34 Jahren, 5 Prozent zwischen 35 und 44 Jahren, 7,5 Prozent zwischen 45 und 54 Jahren und 9 Prozent zwischen 55 und 65. Im Vergleich dazu beginnen die Arbeitgeberbeiträge bei der Stadt Winterthur bei 7 Prozent und erreichen in der Altersspitze 25 Prozent. Im Fall eines hochqualifizierten Chefbeamten in den obersten Lohnklassen resultiert eine Differenz zwischen dem Brutto- und dem Brutto-brutto-Lohn von mehreren zehntausend Franken.

Mit Arbeitgeberbeiträgen von bis zu 25 Prozent ist ausgerechnet die klamme Stadt Winterthur ein Extrembeispiel im Verstecken von Beamtenlöhnen. Grosszügige Regelungen kennt aber auch die Stadt Zürich. Hier beginnen die Arbeitgeberanteile bei 6,8 Prozent bei jüngeren Angestellten zwischen 25 und 34 Jahren und erreichen kurz vor der Pensionierung 18 Prozent. In der Stadt Bern liegt der Arbeitgeberbeitrag

bei jungen Arbeitnehmern bei 5,5 Prozent (gegenüber einem BVG-Minimum von 3,5 Prozent) und erreicht am Ende 17 Prozent (gegenüber 9 Prozent). Die Folge sind in den wichtigsten Deutschschweizer Städten deutlich zu niedrig ausgewiesene Beamtenlöhne.

Verzerrte Wahrnehmung

Das Thema ist in Fachkreisen bekannt, wie eine Umfrage der *Weltwoche* unter Pensionskassenexperten zeigt. Zu offener Kritik mag sich aber dennoch niemand durchringen. Dies liegt an der überschaubaren Schweizer Szene: Wer etwas von öffentlich-rechtlichen Pensionskassen versteht, berät diese häufig auch. Wer ausschliesslich privatwirtschaftliche Pensionskassen berät, dem fehlen die entsprechenden Einblicke in das feudale System der Beamtenvorsorge.

Hinter vorgehaltener Hand bestätigen mehrere Fachleute der *Weltwoche*, dass die Pensionskassenregelungen namentlich der Stadt Winterthur «ausnehmend grosszügig» seien – insbesondere für niedrigere Lohnklassen. Eine einfache Putzfrau oder eine Bürohilfskraft ohne Ausbildung kommt in den Genuss von Pensionskassen-Beitragsätzen, wie sie in der Privatwirtschaft erst in Kaderpositionen üblich sind. Bei einfacheren Tätigkeiten orientieren sich Arbeitgeber im privaten Sektor am gesetzlichen Minimum, das die städtischen Vorsorgewerke um das Doppelte oder Dreifache übertreffen.

Eine Begleiterscheinung der zu tief ausgewiesenen Löhne ist auch, dass die Beamten steuerlich begünstigt sind. Ein junger Angestellter in der Privatwirtschaft, der 55 000 Franken verdient und dessen Arbeitgeber den minimalen Sparbeitrag von 3,5 Prozent in die Pensionskasse einzahlt, verdient in der Brutto-brutto-Betrachtung mehrere tausend Franken weniger als ein öffentlicher Angestellter, bei dem der Staat doppelt so hohe Beiträge entrichtet. Trotzdem haben beide dieselbe Steuerlast zu tragen – zumindest momentan. Zudem profitiert der Staatsangestellte von steuerfreien Renditen auf seinem Pensionskassenkapital. Nach der Pensionierung zahlt der Beamte aufgrund seiner höheren Pension eventuell auch höhere Steuern.

Die im Vergleich tiefere Steuerbelastung des Brutto-brutto-Einkommens bringt mit sich, dass die städtischen Angestellten – sofern sie in der Stadt wohnen, für die sie arbeiten – die steuerliche Belastung im Vergleich zu privatwirtschaftlich Angestellten unterschätzen und mitunter als weniger drückend empfinden. Ausgerechnet diejenigen, die von den Steuern des produktiven Sektors leben, haben dank den hohen Arbeitgeberanteilen eine verzerrte Wahrnehmung der Steuern. Die Folge davon ist dann offenbar ein radikalisiertes Berufsbeamtentum, das gegen «Sparschweinereien» mobilmacht. ○

DIE WELTWOCH

Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.

Artikel
als PDF
verschicken

Available on the
App Store

ANDROID APP ON
Google play

Das Gespenst von Bern

Das Parlament hat keine Freude am Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation. Der Tessiner Mauro Dell'Ambrogio sei eine Fehlbesetzung, hört man, es fehle ihm an Gestaltungswillen. Was ist von den Vorwürfen zu halten? *Von Hubert Mooser*

Er geistere in der Verwaltung herum, witzelt man im Bundeshaus: Alle wissen, dass es ihn gibt, den Mauro Dell'Ambrogio, Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation; aber kein Bundespolitiker habe ihn je zu Gesicht bekommen. Dabei gebietet Dell'Ambrogio immerhin über ein Amt mit 280 Mitarbeitern, das jedes Jahr mit 4 Milliarden Franken Bildung, Forschung und Innovation fördert. Als Chef dieser Geldverteilmaschine bezieht der Tessiner ein Jahressalar zwischen 350 000 und 380 000 Franken. Politiker aus vielen Lagern fragen sich, ob er das Geld auch tatsächlich wert sei.

Der emeritierte Waadtländer Professor und Nationalrat Jacques Neiryndck (CVP) hält ihn für eine Fehlbesetzung. Auf Ständerätin Anita Fetz (SP) wirkt Dell'Ambrogio wie «ein abgehobener Bürokrat». Sie spüre beim Staatssekretär weder ein Interesse noch ein Engagement für Bildungspolitik, sagt die Baselbieter Grüne Maya Graf. Und SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli findet, das Parteibüchlein sei bei seiner Wahl wohl wichtiger gewesen als der Leistungsausweis. Und das sind noch die harmloseren Etiketten, die man dem hohen Staatsfunktionär für gewöhnlich anheftet.

Noch unter den Lebenden?

Was hat der Tessiner bloss angestellt, dass er das halbe Parlament gegen sich aufgebracht hat? Seit siebeneinhalb Jahren macht Dell'Ambrogio die Musik zur Schweizer Bildungspolitik. Zuerst als Staatssekretär im Departement des Innern (EDI), dann nach einer Zusammenlegung mit dem Amt für Bildung und Technologie als neuer Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation im reorganisierten Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) unter Bundesrat Johann Schneider-Ammann.

An seiner Präsenz in den parlamentarischen Kommissionen kann es nicht liegen, dass der frühere FDP-Fraktionschef im Tessiner Grossrat und Gemeindepräsident von Giubiasco mit dem Parlament nie richtig warm geworden ist. Sein Amt hat nachgezählt und lässt ausrichten, der Staatssekretär habe in den vergangenen siebeneinhalb Jahren mehr als hundert Mal an parlamentarischen Sitzungen teilgenommen. In zwanzig Prozent aller Fälle habe er sich auf entsprechende Einladungen immer gut begründet vertreten lassen. Trotzdem soll sich der Präsident der nationalrätlichen Kommission für Wissenschaft, Bildung

und Kultur (WBK), Matthias Aebischer (SP, BE), regelmässig scherzeshalber erkundigen, ob der Staatssekretär für Bildung noch unter den Lebenden weile.

Tatsache ist: Obwohl er selber in der Politik tätig war, hat Dell'Ambrogio kein Gespür für politische Realitäten entwickelt. Sonst könnte sein Amt nicht auf Anfrage rapportieren, Zusammenarbeit und Kontakt mit dem Parlament seien zwar fraglos sehr wichtig. Der Staatssekretär sehe aber seine Rolle nicht darin, für den Bereich Bildung, Forschung und Innovation zu lobbyieren und von sich aus proaktiv Kontakte zu suchen. Dell'Ambrogio ist nicht der Mann, der wie die frühere Chefin des Bereichs Berufsbildung und Technologie, Ursula Renold, die Berufsverbände abklappert und sich für Berufsbildung engagiert.

Häufig auf Dienstreise

Er klappert lieber als «Bildungsaussenminister» das Ausland ab. Eben erst ist der Staatssekretär von einer mehrtägigen Reise durch Argentinien und Brasilien zurückgekehrt. Rund 22 000 Franken hat der Ausflug gekostet (19 000 Franken für die Flüge und 2700 Franken für die Hotels für Dell'Ambrogio und zwei Bundesangestellte). Verglichen mit dem umstrittenen Trip von Bundeskanzlerin Corina Casanova zu «Terminator» Arnold Schwarzenegger nach Kalifornien, der 40 000 Franken kostete, ist die Südamerikareise des Staatssekretärs zwar noch relativ günstig. Dafür fliegt der Staatssekretär aber häufiger in der Weltgeschichte herum.

Das beachtliche Reise-Palmarès des Staatssekretärs im ersten Halbjahr 2015: Er flog zum High-Level-Workshop der European Research Area nach Wien und zum asiatisch-europäischen Bildungsministertreffen in Riga; er traf sich mit der Kabinettschefin des finnischen Bildungs- und Kulturministeriums, Anita Lehtikoinen, und mit Pekka Soini, dem Generaldirektor der finnischen Innovationsagentur Tekes, in Helsinki; er nahm an einer Ministerkonferenz in Eriwan teil; er parlierte in Kapstadt mit Naledi Pandor, der südafrikanischen Ministerin für Wissenschaft und Technologie; er flog zum Ministertreffen der Frankophonie-Länder nach Paris, zu einem Workshop Innovation nach Warschau und zum Treffen des wissenschaftlichen Ausschusses Italien-Schweiz nach Mailand. Kaum aus Warschau zurück, hob er bereits wieder ab in Richtung Südamerika.

Im letzten Jahr unternahm Dell'Ambrogio siebzehn Dienstreisen und verbrachte insgesamt dreissig Tage im Ausland.

Die wichtigen Fragen

Der hohe Staatsfunktionär Dell'Ambrogio macht auf internationalen Empfängen *bella figura*, in Bern spötteln indessen Parlamentarier und Bildungspolitiker, sie würden nur dann etwas vom höchsten Schweizer Bildungsbeamten hören, wenn sein Amt gerade wieder eine Pressemitteilung über eine seiner Dienstreisen verbreite. Das Parlament erwartet von Dell'Ambrogio aber nicht bloss Pirouetten auf dem diplomatischen Parkett, sondern auch Ideen, Vorschläge und Anregungen zur Bildungspolitik. Hier komme aber, anders als etwa bei seinem Vorgänger Charles Kleiber, wenig Innovatives.

Gute Ideen sind jetzt besonders gefragt, weil wegen der schrumpfenden Einnahmen bei der direkten Bundessteuer auch die bisher üppig sprudelnden Ausgaben für Bildung und Forschung unter Spardruck geraten könnten. Kommenden Herbst wird der Bundesrat das nächste Bildungspaket aufgleisen, Kredit und Reformen für die Jahre 2017 bis 2020. Die Bildungskommission des Nationalrates hat den Tarif bereits durchgegeben. Die Ausgaben sollen noch einmal um 3,9 Prozent steigen, wie FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen (BE) sagt. Doch: Wofür will man das Geld bloss ausgeben? Anita Fetz warnt: «Es könnte wegen des Sparhammers ein böses Erwachen geben.»

Fetz sorgt sich besonders um die Zukunft der Berufsbildung: Bei anstehenden Reformen müsse man aufpassen, dass die Akademisierung der Berufsbildung nicht noch weiter voranschreite. Davor warnte auch schon der frühere Preisüberwacher und SP-Nationalrat Rudolf Strahm, ein profunder Kenner der Bildungslandschaft Schweiz. Als Schneider-Ammann Dell'Ambrogio 2012 zum Chef des neuen Staatssekretariats erkor, kritisierte Strahm im *Tages-Anzeiger*, der Tessiner habe die Berufsbildung stets als zweitrangig behandelt. Dell'Ambrogio sei bisher auch nicht durch Gestaltungswillen aufgefallen.

Dell'Ambrogio tat bisher selber wenig, um diesen Vorwurf zu entkräften. Stattdessen eilen ihm seine Parteifreunde zu Hilfe. Der Staatssekretär habe gute Leute um sich, mache selber einen Top-Job und sei gut vernetzt, sagt Nationalrat Christian Wasserfallen. Er könne



«Bildungsaussenminister»: Staatssekretär Dell'Ambrogio.

gut delegieren, und gerade die Berufsbildung, das schweizerische Erfolgsmodell, sei ihm wichtig. Der Chef müsse nicht ständig im Zentrum stehen. Zumal brenne es ja nicht, das Bildungssystem Schweiz sei sehr gut aufgestellt.

ETH-Rats-Präsident und alt Ständerat Fritz Schiesser (FDP) lobt die Zusammenarbeit mit Dell'Ambrogio. Er treffe sich regelmässig mit dem Staatssekretär, um wichtige hochschulpolitische Fragen zu besprechen. «Die Wege zwischen unseren engsten Mitarbeitern sind kurz und unkompliziert», sagt Parteikollege Schiesser.

Der Stuhl blieb leer

Die Berner Bildungsbürokratie ist fest in den Händen des Freisinns. Oder wie SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli zu sagen pflegt: «Der FDP-Filz wuchert seit Jahren über alle bildungspolitischen Einrichtungen hinweg.» Bildungsminister Johann Schneider-Ammann präsidiert das oberste hochschulpolitische Organ der Schweiz, die Schweizerische Hochschulkonferenz (SHK). Seit dem 1. Januar 2008 ist alt Ständerat Fritz Schiesser ETH-Rats-Präsident. Der freisinnige Tessiner alt Regierungsrat Gabriele Gendotti ist Präsident des Stiftungsrates des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), also jener Organisation, welche die Forschungsmillionen verteilt. Und das Netzwerk für den Dialog zwischen Wissen-

schaft und Politik, Future, wurde jahrelang vom Zürcher FDP-Ständerat Felix Gutzwiller geleitet. Da Gutzwiller bei den kommenden Wahlen im Herbst nicht mehr antritt, hat ihn nun der Berner Freisinnige Christian Wasserfallen an der Spitze von Future abgelöst.

In diese Galerie passt auch FDP-Staatsfunktionär Dell'Ambrogio. Im Tessin gilt er als schillernde, aber umstrittene Persönlichkeit. Seine Wahl sei die Krönung einer Karriere, die von Fleiss, Intelligenz, Ehrgeiz und Rastlosigkeit getrieben worden sei, schrieb der Tessiner Korrespondent des *St. Galler Tagblatts* über ihn.

Mit 25 hat Dell'Ambrogio sein Jus-Diplom im Sack, er wird zuerst Bezirksrichter, dann Tessiner Polizeikommandant. 1992 holt ihn Parteikollege und Staatsrat Giuseppe Buffi (FDP) als Generalsekretär ins Erziehungsdepartement. Drei Jahre später wird Dell'Ambrogio erster Generalsekretär der neuen Tessiner Universität (USI). Von 2000 bis 2003 arbeitet er als Verwaltungsdirektor der Privatkliniken Ars Medica und übernimmt danach die Direktion der Fachhochschule der italienischen Schweiz. Kaum jemand in Bern hinterfragte bei seiner Ernennung 2007 die früheren häufigen Jobwechsel.

Der damalige EDI-Chef Pascal Couchepin lobte bei der Vorstellung die Erfahrung des Tessiners, Dell'Ambrogio sass nervös wie eine ungefütterte Katze daneben und beantwortete

die zwei Fragen zu seiner Person dreisprachig, wie von Couchepin verlangt. Danach verschwand der Tessiner vom Radar, bis die Politik ihm einen Strich durch seine Karrierepläne zu machen drohte. Das Parlament überwies eine parlamentarische Initiative, mit der man dem Bundesrat bei der Zusammenlegung der diversen Bildungsbereiche Beine machen wollte. Die schwierige Fusion gipfelte 2013 im neuen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation, welches organisatorisch dem Wirtschaftsdepartement einverleibt worden war. Besonders bitter für den bisherigen Staatssekretär für Bildung, Dell'Ambrogio.

Schneider-Ammann wollte den ETH-Vizepräsidenten und Verwaltungsratspräsidenten der Ammann-Gruppe, Roman Boutellier, an die Spitze des neuen Staatssekretariates setzen. Die Pläne sickerten aber vorzeitig im Westschweizer Radio durch. Der Bundesrat kritisierte die engen wirtschaftlichen Bande zwischen Boutellier und Schneider-Ammann. Widerwillig musste der Wirtschaftsminister zurückkriechen und am Ende Mauro Dell'Ambrogio als alten und neuen Chef ins Amt hieven.

Bei der Präsentation von Dell'Ambrogios Wahl vor den Medien in Bern blieb der Stuhl neben Schneider-Ammann leer. Der alte neue Staatssekretär weilte gerade wieder einmal auf Dienstreise im Ausland. ○



Qualität statt Quacksalberei

Die *Weltwoche* hat die Tätigkeit der Naturheilpraktiker in die Nähe von Hexenmedizin und Aberglaube gerückt. In Wahrheit war die Anerkennung dieses Berufs durch den Bund notwendig. Sie schützt die Patienten.

Von Markus Senn

Im Artikel «Eidg. dipl. Quacksalber» (*Weltwoche* Nr. 25/15) wird auf vielfältige Weise versucht, den neu definierten und geregelten Beruf des Naturheilpraktikers mit eidgenössischem Diplom zu diffamieren. Anleihen machte der Autor dafür bei Praktiken aus dem Mittelalter und der Hexenmedizin. Dies war auch für den Stil des Artikels prägend, in dem Vorurteile zelebriert und Sachverhalte verzerrt dargestellt wurden.

Der Artikel erweckt beim Leser den Eindruck, hier würde für den Gesundheitsschutz der Bevölkerung eingetreten – und gegen die Scharlatanerie. Tatsächlich kritisiert der Autor aber das zuständige Bundesamt, welches es ermöglichte, dass sich hier ein Beruf auf legitime Weise professionalisiert und seine Ausübung damit sicherer wird.

Nach jahrzehntelangen Verboten einer nichtärztlichen Berufsausübung durch die Kantone erfolgte vor fünfzehn Jahren die Kehrtwende durch eine weitgehende Freigabe der «unwissenschaftlichen» Tätigkeiten in wesentlichen Teilen der Schweiz. Die Berufsverbände haben sich gegen einen totalen Abbau von klaren Ausbildungsvoraussetzungen immer gewehrt und in den kantonalen Gesundheitsgesetzen qualitätsgestützte Zulassungsvoraussetzungen gefordert, um so den Patientenschutz sicherzustellen. Da die Liberalisierung aber oft obsiegt hat, ist es in einigen Kantonen heute leider möglich, ohne eine einzige Ausbildungsstunde zu praktizieren. In diesem Zusammenhang haben die Kantone die Berufsorganisationen aufgefordert, den Beruf selbst zu reglementieren.

Patienten bestimmen selber

Dies war mithin ein Grund dafür, dass sich 2001 verantwortungsbewusste Berufsverbände zur Schaffung von einheitlichen und seriösen Berufsabschlüssen zusammengeschlossen haben. Es ist ein Faktum, dass die Patientinnen und Patienten zunehmend selbst bestimmen, wen sie bei ihren Gesundheitsproblemen aufsuchen und gar als Erstlaufstelle benutzen wollen. Sie entscheiden also ganz autonom nach ihren Ansichten

und Erfahrungen mit den verschiedenen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Heilmethoden.

Bei etwas differenzierterem Studium der Unterlagen ist offensichtlich, dass es beim neuen Diplom nicht um eine «Adelung» von Heilmethoden geht, sondern um eine Überprüfung von berufsnotwendigen Kompetenzen, welche letztlich der Behandlungsqualität dienen. Die mit dem Diplom verbundene höhere Fachprüfung stellt nämlich auch sicher, dass bei den Berufspersonen die



Unzählige Effekte und Abläufe der belebten Natur.

grundmedizinischen Kompetenzen in ausreichender Menge vorhanden sind, um so die Patientensicherheit entsprechend zu gewährleisten. Die im Rahmen der zahlreichen Vorgespräche kontaktierten Ärztekreise und das Bundesamt für Gesundheit haben diesen Umstand stets als wichtig und notwendig erachtet und ausserdem auf die Chance einer zukünftig verbesserten Zusammenarbeit hingewiesen.

Für das zuständige Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) war die Genehmigung tatsächlich eine unaufgeregte Angelegenheit, indem es wie bei allen anderen Berufen und jenen, die mit Menschen in einer «Abhängigkeitssituation» zu tun haben, die vorgegebenen Regeln und Qualitätskriterien der Berufsbildung überprüfte und sicherstellte.

Es ist bei allen eidgenössischen Berufsabschlüssen so, dass die Durchführung den Trägerorganisationen der Branche obliegt. Im Falle des Diploms für den Naturheilpraktiker hat zudem eine externe Stelle verifiziert, ob die im Berufsbild genannten Kompetenzen mit dem geplanten Prüfungsverfahren auch wirklich geprüft werden können. Dass für den Beruf allgemeinmedizinische Kompetenzen ausgebildet und mitgeprüft werden, ist für die Qualitätssicherungskommission der Organisation der Arbeitswelt Alternativmedizin (Oda AM), die mit der Durchführung betraut ist, eine Selbstverständlichkeit und weit entfernt von «Grundsätzen, welche an Aberglauben grenzen».

Unseriöser Journalismus

Das zukünftige Diplom stellt also in erster Linie sicher, dass ein Naturheilpraktiker seine Patientinnen und Patienten seriös alternativmedizinisch behandelt und ausserdem gewährleistet, dass auch aus medizinischer Sicht aus einer solchen Behandlung keinerlei gesundheitliche Gefahren entstehen. Diese Umstände müssten dem Autor gemäss den Antworten der Oda AM und des SBFI auf die von ihm gestellten Fragen im Vorfeld des Artikels eigentlich klargeworden sein. Mit seiner Aussage, «es ist wissenschaftlich längst belegt, dass die Homöopathie höchstens auf dem Placeboeffekt beruht», ver-

lässt er den seriösen Journalismus, denn eine solche Feststellung konnte bisher eben gerade nicht wissenschaftlich belegt werden und ist genauso eine Glaubenssache wie deren Gegenteil.

Auch im 21. Jahrhundert existieren weiterhin unzählige Effekte und Abläufe der belebten Natur, welche sich bisher einer eindeutigen Erklärung und Interpretation entzogen haben. Heilmethoden, welche seit vielen Jahren in der ganzen Welt auch von Tausenden «wissenschaftlich denkenden» Ärzten ausgeübt werden, können wohl kaum nur als Aberglaube Bestand haben.

Markus Senn ist Naturheilpraktiker in der Fachrichtung Homöopathie. Er präsidiert die Qualitätssicherungskommission der Organisation der Arbeitswelt Alternativmedizin (Oda AM).

Sankt Galler Informatik-Filz

Der hoheitliche Informatikanbieter VRSG hat im Kanton St. Gallen geschäftlich und politisch eine derart starke Stellung, dass Konkurrenten wie Abacus vom Markt ferngehalten werden können.

Von Beat Gygi

In der Ostschweiz ist ein Kampf um den Markt für Verwaltungsinformatik im Gang, der diese Woche eine Stufe höher geschaltet wurde. Die private Firma Abacus, ein Anbieter betriebswirtschaftlicher Softwarelösungen vor allem für KMU, versucht in den Absatzmarkt des öffentlichen Konkurrenten VRSG, der Verwaltungsrechenzentrum AG St. Gallen, einzudringen, kann aber die Tür nicht aufstemmen. Deshalb hat Abacus dieser Tage Beschwerde beim Verwaltungsgericht des Kantons St. Gallen eingereicht wegen Verletzung des öffentlichen Beschaffungsrechts. Im Visier sind die Gemeinden St. Gallen, Rapperswil-Jona, Wil und Wittenbach; in Wittenbach hat Abacus den Firmensitz.

Diese Gemeinden will die Abacus-Führung um CEO Claudio Hintermann nach erfolgloser Überzeugungsarbeit nun juristisch dazu bringen, die Beschaffung von Gemeinde-Informatiklösungen öffentlich auszuschreiben. Schon am Montag verfügte das Verwaltungsgericht, dass die betreffenden Gemeinden einstweilen keine Zuschläge für Beschaffungen machen und Verträge abschliessen dürfen. Im Kanton St. Gallen ist dieser Markt fest in der Hand der Lokalmatadorin VRSG, die laut den Angaben 74 der 77 Gemeinden oder Städte zu ihren Kunden zählt; schweizweit sind es 270 Kunden, darunter 165 Gemeinden. Entstanden ist die VRSG als eine Art Selbsthilfeorganisation der Kommunen; Aktionäre und damit Eigentümer sind bis heute Gemeinden.

Unzureichend getarnte Standardbriefe

Die Abacus-Leitung ist der Ansicht, dass sie den Gemeinden viel günstigere Angebote machen könnte als die VRSG. Je nach Dienstleistung könne man die Kosten auf die Hälfte oder einen Drittel des VRSG-Ansatzes verringern. Die St. Galler Gemeinden würden allein im Finanz- und Rechnungswesen sowie Lohnwesen zwei Millionen Franken pro Jahr sparen. Aber selbst auf die Offerte, für Wittenbach das ganze Leistungspaket zur Hälfte der VRSG-Kosten zu erbringen, kam keine Reaktion.

Bisher ist die private Firma, die mit ihren 270 Mitarbeitern die Programme im eigenen Haus erstellt, auf breiter Front auf Ablehnung gestossen, ausser bei der Gemeinde Grabs, die eine Ausschreibung durchführt. Die anderen Gemeinden gaben grossmehrheitlich keine Antwort, und einige wenige legten in ihren Antwortbriefen dar, ihre Beziehungen mit der VRSG beruhten auf ungekündigten Verträ-

gen, die zum Teil schon vor Jahrzehnten abgeschlossen worden seien, als es noch kein öffentliches Beschaffungsrecht in der heutigen Ausprägung gegeben habe. Als die Abacus-Führung nachhakte und unter Verweis auf das Öffentlichkeitsrecht – also das Recht, öffentliche relevante Informationen einzusehen – nähere Angaben über die Vertragslage verlangte, zeigten sich die Gemeinden alle auf ähnliche Weise verschlossen, auch Wittenbach hat die Offenlegung abgelehnt.

Dass Abacus den Zugang zum Softwaremarkt nicht knacken kann, hängt auch damit zusammen, dass nicht nur die VRSG, sondern auch viele Politiker dagegendrücken. Die Briefwechsel zwischen Abacus und Gemeinden deuten darauf hin, dass die Abwehr koordiniert wird. Offenbar kam auf hoheitlicher Seite ein vorgefertigter Standardbrief zur Anwendung, in dem die jeweiligen Gemeindeverwaltungen neben geringfügigen sprachlichen Variationen jeweils primär Ort und Daten korrekt einsetzen mussten.

Die bei Abacus eingegangenen Briefe waren informatikmässig allerdings nur unzureichend getarnt. Als Autor der Vorlagen ist laut Abacus-Analysen Thomas Scheitlin erkennbar, Stadtpräsident von St. Gallen (FDP) und wichtiges Vorstandsmitglied der Vereinigung der St. Galler Gemeindepräsidentinnen und Ge-

meindepräsidenten (VSGP). Präsident der VSGP ist der FDP-Politiker Beat Tinner, Gemeindepräsident von Wartau, Kantonsrat sowie Vize-Verwaltungsratspräsident des Informatikunternehmens VRSG. Die Verbindungen zwischen dem kantonal dominanten Anbieter von Gemeindefoftware und der Gemeindepräsidentenvereinigung scheinen eng und zudem in der FDP solid etabliert zu sein. Ein Verband ist zur effizienten Koordination einer Gruppe immer hilfreich.

Wäre das nicht ein Fall für die Wettbewerbskommission (Weko)? Doch, die Abacus-Spitze hat sich wegen der VRSG bereits an die Weko gewandt und unter anderem zur Antwort erhalten, sie solle den Kontakt zu den Gemeinden suchen. Mitte 2014 veröffentlichte die Weko zur VRSG eine Empfehlung. Nach den Worten von Weko-Direktor Rafael Corazza muss die VRSG mindestens mit einer Seite ihrer Geschäfte im Wettbewerb stehen, entweder beim Beschaffen der Programme – diese werden grossenteils eingekauft – oder aber auf dem Absatzmarkt. Der Einkauf läuft bei der VRSG nicht via Ausschreibungen, also müsste das Unternehmen auf der Absatzseite ernsthaft dem Wettbewerb ausgesetzt sein, wenn es nicht als wettbewerbsbehindernd gelten will.

Dies ist der zentrale Punkt der Auseinandersetzung: Ist die VRSG genügend dem Wettbewerb ausgesetzt? Abacus sagt nein und kritisiert, dass die Gemeinden ihre Lieferanten freihändig wählen oder zur Offerte einladen und die Projekte nicht ausschreiben. Trotz grosser Kostenunterschiede komme dann einfach die VRSG zum Zug. Die VRSG ihrerseits macht geltend, sie habe bei Kantonen und anderen Kunden schon Ausschreibungen gewonnen, stehe also durchaus im Wettbewerb.

In der Empfehlung der Weko von Ende Juni 2014 findet sich allerdings eine Passage, die der VRSG gegenüber skeptisch ist: «Die Weko empfiehlt den öffentlichen Aktionären, sich gegenüber der VRSG wettbewerbsneutral zu verhalten. Die VRSG soll gegenüber ihren Konkurrenten von keinerlei staatlichen Wettbewerbsvorteilen profitieren. Dies setzt unter anderem voraus, dass die Aktionäre der VRSG ihre Aufträge im Tätigkeitsgebiet der Verwaltungsrechenzentrum AG weiterhin nach den Regeln des Beschaffungsrechts vergeben.» Wenn die öffentlichen Aktionäre der VRSG massenhaft Kunden der VRSG sind und andere Angebote nicht prüfen, steht das ziemlich deutlich in Widerspruch zur Ermahnung der Weko. ○



Mehrfachmandat: Gemeindepräsident Tinner.

Liebe und Grausamkeit

Lemberg ist das kulturelle Zentrum der Ukraine. In der bewegten Geschichte der Stadt spiegeln sich die grossen europäischen Dramen. Zwischen Biergärten, Strassencafés und mediterranen Palazzi erschliesst sich der blutige Konflikt, der heute das Land spaltet. Eine Reportage von Philipp Gut und Yurko Dyachyshyn (Bilder)

Lemberg – falls man das so sagen kann von einer Stadt – ist eine lebende Legende, umweht von alter Grösse und verflossenem Reichtum, ein Kreuzungspunkt der Kulturen, ein Museum der Geschichte, der Liebe, der Grausamkeit. Wenn es einen Ort gibt, der das Zusammenspiel, aber auch den gnadenlosen Zusammenprall von West und Ost symbolisiert, dann ist es dieser. Polnische Händler, habsburgische Verwalter, deutsche und italienische Architekten, Juden, Armenier, Kosaken, die Nazis, die Sowjets, ukrainische Nationalisten – alle haben sie hier ihre Spuren hinterlassen. Die Stadt mit etwas über 700 000 Einwohnern wirkt bei diesem historischen Gewicht erstaunlich frisch: Die gemütlich gierende Strassenbahn und das Kopfsteinpflaster, das sich in der gesamten Innenstadt erhalten hat, verleihen ihr zwar ein gewisses altertümliches Flair – Lemberg, Zone der Entschleunigung. Aber zwischen den grandiosen historischen Kulissen regt sich eine neue Generation: Jugendliche und Studenten bevölkern die Strassen, Cafés, Biergärten; Kinder kurven mit Velos und kleinen Elektroautos auf den Plätzen herum. Bürgermeister Andri Sadowyi will Lemberg zu einem Laboratorium der Selbstverwaltung machen und die westlichste Stadt der Ukraine Schritt für Schritt auf westliches Niveau heben.

«Putzt euch an Putin ab!»

Der Krieg im Osten scheint weit weg zu sein, prägt aber dennoch bald jedes Gespräch, ja auch das pittoreske Stadtbild. Auf dem Ring neben der Oper steht ein zerschossener ziviler Kleinbus – Mahnmahl gegen den Krieg im Donbass. Uniformierte Freiwillige sammeln Spenden für den Kampf gegen die prorussischen Separatisten. Auch harmlose Sport-Affichen künden vom Krieg: Plakate werben für den Fussballklub Schachtjor Donezk, der hier, tausend Kilometer von seinem zerstörten Stadion entfernt, die «Heimspiele» im Exil austrägt. Souvenirshops verkaufen Fussmatten mit dem kyrillischen Schriftzug: «Putzt euch an Putin ab!» Ähnliche Slogans auf WC-Papierrollen, die auf dem Markt feilgeboten werden. Im Krieg leidet auch der gute Geschmack.

Ich gestehe: Lemberg, das war für mich ein im Halbdunkel der Geschichte funkelnder Mythos, irgendwo weit weg im Niemandland

Osteuropas. In Wahrheit dauert der Flug von Zürich nach Wien, dem Umsteige Flughafen, länger als derjenige von Wien nach Lemberg. Von den Nachbar-Gates gehen Flüge nach Chisinau, Sofia, Krakau oder nach Iasi und Sibiu in Rumänien. In der ehemaligen Metropole des k. u. k. Reichs, zu dem Lemberg von 1772 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gehörte, hat der Osten längst angefangen. Wir fliegen über waldige Hügel, bis rechts die Bergspitzen der Karpaten auftauchen. Im Sinkflug wird es flacher und freundlicher: Riesige Rapsfelder senden Signale farbenfroher Heiterkeit gen Himmel. Polen, wo die alten Herrscher über Lemberg herkamen, ist nah, im Süden liegt Rumänien, im Südosten Moldawien, im Südwesten liegen die Slowakei und Ungarn, nördlich und nordöstlich folgt Weissrussland. Sicher war man an dieser exponierten Lage nie.

Die Gelüste fremder Herren, aber auch eine erstaunliche kulturelle Vielfalt prägten die Stadt. Hundert Angriffe und Belagerungen wehrte sie ab, einigen erlag sie – mit fatalen Folgen. Der Ost-West-Handel machte sie reich. Kaviar vom Schwarzen Meer, Textilien, Teppiche, Gewürze, Früchte kamen aus dem Osten; Kleider, Waffen, Schmuck aus dem Westen. Eine Zeitlang stand Lemberg im Ruf, das grösste Weinlager des Kontinents zu beherbergen. Man produzierte und exportierte Fische aller Art, dazu Pelze und Wachs.

Und heute? Um zu erfahren, wie sie ihre Stadt und ihr zerrissenes Land selbst sehen, treffe ich verschiedene Lemberger Persönlichkeiten, vom Bürgermeister bis zum Leadgitaristen einer Hardrock-Band.

1—Der Bürgermeister: Andri Sadowyi residiert in einem lupenreinen Wiener Klassikbau (natürlich in Gelb!) am zentralen Rynok-Platz. Im Vorzimmer hängen eine Ansicht des «neuen Rathauses», das zu Beginn des 19. Jahrhunderts erbaut wurde, und ein Stadtplan von 1836. Beide sind in Deutsch und Polnisch beschriftet. Daneben eine Erinnerungstafel der Euro 2012. Sadowyi ist ein freundlicher Mann mit etwas weichen Zügen, bestrebt, sich nicht als Herr, sondern als ersten Diener der Stadt zu präsentieren. Mit einem gewissen melancholischen Stolz verweist er auf die Erfolge seiner Amtszeit. Noch vor zehn Jahren gab es fliessend Wasser nur während vier Stunden täglich. Die Strassen



«Wofür sollen sie sterben?»: Ukrainischer Soldat

waren schlecht, nachts fehlte die Beleuchtung. Der Tourismus war nur ein Traum. Heute funktioniert das alles, und jährlich besuchen 1,7 Millionen Touristen die Stadt.

Bei aller Freundlichkeit – sofort tauchen auch Spannungen auf. Lemberg sei eine KMU-Stadt, sagt Sadowyi, ein Ort der kleinen und mittleren Betriebe. Es gebe hier «keine Oligarchen», im

Die Gelüste fremder Herren, aber auch eine erstaunliche kulturelle Vielfalt prägten die Stadt.

Gegensatz zum Osten, wo die grossen Fabriken und Bergwerke liegen. Soll heissen: Lemberg, das ist Westen, das ist Eigenverantwortung, fern der korrupten Strukturen weiter östlich. Sadowyis Partei heisst übersetzt so viel wie «Selbsthilfe» oder «Hilf dir selbst» – der Name ist Programm. Lemberg könne das Niveau europäischer Städte wie Barcelona, Wien oder München erreichen, gibt sich der Bürgermeister überzeugt. Aber er weiss auch, dass «noch



bei der Rückkehr von einem Einsatz mit seiner Tochter im Bahnhof Lemberg.



Vergangenheit wird zur Gegenwart: Lemberg.



«Internationales Problem»: Politologe Romanjuk.



«Hilf dir selbst»: Bürgermeister Sadowyi.



Zone der Entschleunigung: Stadtzentrum.



«Dieser Krieg ist doch absurd»: Gläubige in der Himmelfahrtskirche.

viel zu tun bleibt». Die Stadt könne nur florieren, wenn die Ukraine als Ganzes auf eine stabile Grundlage gestellt werde und erfolgreich sei. In Zeiten des Bürgerkriegs bleibt das ein frommer Wunsch. Dennoch glaubt Sadowy das Rezept zu kennen: «Dezentralisierung» und «Selbstregierung» heissen die Zauberwörter seiner Politik.

2 — Der Historiker: Einen Grossteil seiner Strahlkraft verdankt Lemberg der Buntheit seiner Bewohner und ihren unterschiedlichen Kulturen. Vielen gilt es als historisches Musterbeispiel einer multikulturellen Gesellschaft, die erst in der Weltkriegsära jäh zerstört worden sei. Wassili Rasewitsch widerspricht. Der Journalist und Historiker am Institut für Ukraine-Forschung der ukrainischen Akademie für Wissenschaften stellt klar: «Lemberg war multiethnisch, aber nicht multikulturell.» Wir führen das Gespräch in einem Strassencafé auf dem Opernplatz bei einem Glas Cola. Rasewitsch, zugleich Chefredaktor des Online-Magazins *Zaxid.net* – zu Deutsch «Westen» –, ist einer der besten Kenner der ukrainischen Nationalbewegung. Bis 1939, erzählt er, lebten hier 50 Prozent Polen, 33 Prozent Juden und (nur) 16 Prozent Ukrainer. «Aber die dominante Kultur war die polnische.» Die Lemberger Universität war eine Hochburg des polnischen Nationalismus. Jüdische und ukrainische Studenten waren Repressionen ausgesetzt, es gab – längst vor der Naziherrschaft – «Tage ohne Juden».

«Das süsse Bild der Historiker ist falsch», sagt Rasewitsch. «Die verschiedenen Kulturen lebten nicht miteinander, sondern nebeneinander.» Das erkläre auch, weshalb die Leute dann so schnell aufeinander losgingen. Die

Eruption der Gewalt, die die Stadt im 20. Jahrhundert erlebte, begann schon im Ersten Weltkrieg. Lemberg wurde von den Russen besetzt, befreit, wieder besetzt. Nach dem Ende der Habsburgerherrschaft verübten die Polen ein erstes Pogrom gegen die Juden. Gleichzeitig bildete sich die ukrainische Nationalbewegung heraus, die später in Stepan Bandera ihren radikalen und in nationalistischen Kreisen bis heute verehrten Helden fand. Mit dem Hitler-Stalin-Pakt 1939 wurde Lemberg, die ehemalige Metropole Ostgaliziens, der Sowjetunion zugeschlagen. Es begann die düsterste Phase in der Geschichte der Stadt. Sie wurde zum Spielball der Kommunisten und der Nazis. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wüteten die Schergen beider Tyraneien abwechselungsweise, je nach Frontverlauf. Als die Sowjets Lemberg 1941 vorübergehend räumen mussten, töteten sie in den Gefängnissen der Stadt 3000 bis 4000 Menschen, die meisten von ihnen waren politische Gefangene. In den Pogromen wurden Ende Juni und

«Die verschiedenen Kulturen lebten nicht miteinander, sondern nebeneinander.»

Anfang Juli in Lemberg über 3000 Juden ermorden. Die Nazis errichteten ein enormes Getto. Von den 130 000 Juden, die 1939 in Lemberg ansässig waren – samt Flüchtlingen aus dem «Generalgouvernement», also aus dem ehemals polnischen Westgalizien – überlebten nur 800.

Doch nicht nur die Nazis und die Sowjets verübten Massaker, sondern auch Ukrainer gingen auf Polen und Juden los. Und Ukrainer auf Uk-



Hellseherische Gabe: Autor Wynnytschuk.



Ideen aus der Schweiz: Politiker Pankevych.

rainer. Manche kämpften in der Roten Armee, andere in der Wehrmacht und Dritte für einen unabhängigen Staat. «Viele Ostukrainer verloren Verwandte in der Westukraine», sagt Historiker Rasewitsch. Umgekehrt seien Westukrainer von den Sowjets umgebracht oder deportiert worden. Die Vergangenheit wird hier zur Gegenwart: «Die Geschichte teilt die ukrainische Gesellschaft.» Man pflege nicht nur verschiedene, sondern «antagonistische Erinnerungen», so Rasewitsch. Die West- und die Ostukrainer lebten bis 1939 nie zusammen – und was sie verband, war einzig die autoritäre Erfahrung. Es handle sich um «ganz andere politische Kulturen». Die düstere Prognose des rückwärtsgewandten Propheten – wie Karl Kraus die Historiker nannte – überrascht daher nicht: Er könne sich, sagt Rasewitsch, keine gemeinsame Zukunft mit den abtrünnigen Regionen Lugansk und Donezk vorstellen.

3 — Der Politologe: Der Politologieprofessor Anatoli Romanjuk wählt eine ruhige Ecke in einem traditionellen Restaurant, das mit schweren Tischen und Stühlen aus Holz möbliert ist. Der hier schon fast ketzerische Gedanke zuckt mir durch den Kopf, dass es ganz ähnlich auch in Russland aussehen könnte. Tatsächlich besuchen russische Touristen das Lokal. Höfliche Nichtbeachtung auf beiden Seiten. Professor Romanjuk, ein schlanker und etwas distanzierter Graukopf, hat seine wissenschaftliche Karriere in der Sowjetzeit begonnen, als die Ukraine noch kein eigenständiger Staat, sondern Teil der UdSSR war. Zur Lösung des Kriegs im Osten entwickelt er zwei mögliche Szenarien, wobei er vorausschickt, dass die weitere Entwicklung stark von den Vereinigten Staaten und von Russland abhän-



«Das süsse Bild ist falsch»: Historiker Rasewitsch.

ge: «Eigentlich ist es ein internationales Problem.» Entweder gebe es einen sogenannten *frozen conflict*, einen eingefrorenen Konflikt mit längerfristig unklarem Status der Krisenregionen. Oder aber eine Zusage der Regierung in Kiew für eine weitgehende Autonomie. Beides würde allerdings eine Änderung der Verfassung bedingen. Die Autonomielösung, an sich zu begrüssen, hätte Auswirkungen auch auf die anderen Gebiete der Ukraine. Zudem müssten sie dann dezentralisiert werden. Ob Präsident Petro Poroschenko und Premier Arseni Jazenjuk dazu willens und fähig sind, stehe freilich auf einem andern Blatt.

4—Der Politiker: Die nächste Station unseres kleinen Pflasterstein-Roadmovies ist in wenigen Minuten im Hinterhof einer Seitenstrasse zu erreichen. In einer umfunktionierten Mietwohnung liegt die Zentrale der Partei Swoboda («Freiheit»). Ihr lokaler Führer, Oleg Pankewitsch, ist eine schillernde Figur. Er ist Berater und Stellvertreter von Parteichef Oleg Tjagnibok, der durch den Umsturz auf dem Kiewer Maidan-Platz im vorletzten Winter berühmt wurde, und bekleidete verschiedene politische Ämter in Provinz und Hauptstadt. Pankewitsch trägt Jeans, ein gestreiftes Hemd, sportliche Schuhe und eine Brille. Durch eine Sekretärin lässt er Tee servieren. An der Wand das Bild eines bärtigen Priesters, umgeben von brennenden Autoreifen: ein Erinnerungsfoto vom Maidan-Aufstand. Auch Pankewitsch spielte dort eine Rolle: Er war für «internationale Beziehungen» zuständig, die konspirativen Treffen mit westlichen Botschaftern, die damals täglich stattgefunden haben.

Pankewitsch war noch nicht achtzehn, als er Ende der 1980er Jahre mit Kommilitonen



Prowestlich, aber unabhängig: Musiker Lemko.

einen Hungerstreik von Studenten organisierte. Noch war die Unabhängigkeit der Ukraine undenkbar, doch die Forderungen zielten bereits in diese Richtung: Absetzung des Premierministers, Wehrdienst der Ukrainer nur noch auf ukrainischem Territorium, Lockerung der Beziehungen zu Moskau. 1993, zwei Jahre nach der Geburt des ukrainischen Staats, trat Pankewitsch erneut in einen Hungerstreik. Diesmal protestierte er gegen die Unterzeichnung des Schwarzmeerflottenabkommens. Von Anfang an stand «die Ideologie des ukrainischen Nationalismus» im Zentrum des Swoboda-Parteiprogramms. Stepan Bandera, der umstrittene Nationalistenführer der Welt-

Man solle die Menschen ziehen lassen, «die ohnehin nicht mehr zur Ukraine gehören wollen».

kriegsjahre, ist sein Held und Vorbild, weil er gegen «Besetzer und Eroberer» für einen unabhängigen ukrainischen Staat gekämpft habe. Europa ist für Pankewitsch der Ort, wo sich autonome und selbstbestimmte Staaten entwickelten, im Gegensatz zum Modell eines einheitlichen Sowjetvolks.

Dabei setzt der Politiker auch auf Ideen aus der Schweiz: Er schwärmt vom militärischen Lehrbuch «Der totale Widerstand», das Major Hans von Dach in mehreren Bänden ab 1957 publizierte und das als «Kleinkriegsanleitung für jedermann» im Fall einer sowjetischen Invasion gedacht war. Pankewitsch liess dieses Dokument des Kalten Kriegs sogar übersetzen und verteilen – es zirkuliere heute auf der Krim und in der Ostukraine, erzählt er.

5—Der Schriftsteller: Nicht weniger entschlossen gibt sich der Autor Juri Wynnytschuk. Mit seinen Mitteln – seine Waffe ist das Wort – kämpft auch er für die ukrainische Sache. Ich treffe den Autor einer Geschichte der Alkoholgetränke in der Ukraine auf ein Bier (oder zwei). Neben Romanen, Theaterstücken und Kolumnen hat Wynnytschuk eine Sammlung ukrainischer Märchen herausgegeben, die in französischer Übersetzung zu einem Bestseller avancierte, und eine Abhandlung über erschossene Dichter publi-

ziert. Er zählte über 300. Bis zum Zweiten Weltkrieg sei Lemberg die literarische Hauptstadt gewesen, aber vom Terror der Kommunisten und der Nazis gegen die kulturelle Elite und die Juden erhole es sich nur langsam. In seinem Roman «Im Schatten der Mohnblume», den er auch in Zürich und Genf präsentierte, schildert Wynnytschuk diese dunklen Zeiten. In einem Theaterstück, so erzählt der Autor stolz, habe er mit hellseherischer Gabe die Ereignisse vom Maidan vorausgesagt. Er beschreibt dort, wie das Volk den Palast eines verhassten Präsidenten stürmt – wie es dann bei Wiktor Janukowitsch geschah. Ob er glaube, was er da schreibe, fragte ihn damals ein Kollege. Man wettete um eine Flasche Champagner – Wynnytschuk gewann.

6—Der Rockmusiker und Stadtführer: Wie sehr die Geschichte verschiedener Völker und Kulturen in Lemberg auf Schritt und Tritt präsent ist, zeigt mir Ilko Lemko, der Stadtführer und Leadgitarrist der Hardrock-Band «Grossonkel». Staunend stehe ich vor dem 400-jährigen Wandgemälde eines aus Böhmen zugewanderten Kaufmanns und Bürgermeisters, das die Stürme der Zeit unbeschadet überlebt hat. In Lemberg sind die Menschen Opfer der Gewalt geworden, die Architektur blieb jedoch unversehrt. Die Stadt zählt 110 Kirchen vier verschiedener Konfessionen: griechisch-katholisch, orthodox, römisch-katholisch, protestantisch. Ähnlich gross war die Vielfalt der Nationalitäten. Im 16. Jahrhundert dominierten die Deutschen, Folge einer bewussten Politik des Polenkönigs Kasimir des Grossen: Dieser holte deutsche Architekten und Kaufleute her, die mit zum Reichtum der Stadt beitrugen. Italienische Baumeister schufen Renaissancepaläste, die Lemberg bis heute eine mediterrane Note verleihen.

Lemko führt mich zum Schluss zu seinem Lemberger Lieblingsort, der Himmelfahrtskirche aus dem 16. Jahrhundert. Neben der Baukunst gilt seine Faszination für das Renaissance-Gotteshaus dem Umstand, dass dieses der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche angehört, die mit Rom uniert ist. Sie wirkt wie ein steingewordener Ausdruck der Überzeugung, die ich hier so oft vernommen habe: dem Westen zugewandt, aber unabhängig.

In der Kirche betet eine greise Frau, in ein Licht getaucht, als ob sie von Rembrandt gemalt wäre. Anna, vielleicht Anfang dreissig, begleitet die Alte. Als sie heraustreten, kommen wir in ein Gespräch, das bald die Lage im Osten streift. «Dieser Krieg ist doch absurd», sagt Anna. Ihre beiden Söhne will sie im Ausland in Sicherheit bringen, bevor sie das dienstfähige Alter erreichen. «Wofür sollen sie sterben?», fragt sie. Lieber solle man auf «dieses Stück Land» verzichten. Und die Menschen ziehen lassen, «die ohnehin nicht mehr zur Ukraine gehören wollen». ○

Die rote Laterne

Stürze, Schmerz und Wunden – die Tour de France fordert wieder prominente Opfer am Laufmeter. Doch das grosse Drama spielt sich ganz am Ende des Feldes ab. Der britische Radexperte Max Leonard schildert Leben und Leiden von Verlierern und Underdogs der härtesten Radtour der Welt. *Von Urs Gehriger*



Eine Art Selbsthilfegruppe: Jacques Pfister (links) und Pierre Claes mit roter Laterne an der Tour de France, 1927.

«Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.» (Matthäus 20, 16)

Die Tour de France nähert sich den Alpen, nächste Woche geht es auf die gefürchtete Alpe d'Huez. Bereits sind etliche Spitzenfahrer durch Unfälle und Verletzungen ausgeschieden, darunter Fabian Cancellara. Der Träger des gelben Trikots ging in der dritten Etappe bei einem Massensturz mit Tempo 80 km/h zu Boden, brach sich zwei Lendenwirbel. Für ihn ist die Tour zu Ende, vielleicht sogar die Saison.

Das grosse Drama allerdings spielt sich zuhinterst ab, weit hinter dem Tross. Es ist das Drama der roten Laterne, des Letzten im Klassement. Er schleicht, er kämpft, er beisst sich durch, sein Leiden hat kein Publikum,

sein Martyrium ist ein einsames unter gleisender Sonne. Der britische Radexperte Max Leonard hat die Schlusslichter der Tour de France unter die Lupe genommen, und zwar alle, von der ersten Austragung 1903 bis heute. «Lanterne Rouge» heisst seine Hommage an die Letzten, die keine Verlierer sind.

Max Leonard, jeden Tag sehen wir die Bilder der heroisch kämpfenden Spitzenfahrer, herkulisch pedalenden Sprinter, von Blumenmädchen und Küsschen auf Siegergesichtern. Was kümmern Sie sich da um die Allerletzten?

Ich will den Siegern nichts missgönnen. Sie verdienen das Rampenlicht, aber die Tour ist ein viel bunteres Event als die TV-Übertragung erahnen lässt. 198 Fahrer ziehen jedes

Jahr los. Meistens hört man keine Geschichten aus dem hinteren Teil des Feldes, sie gehören aber zu den bewegendsten der Tour.

Wie sieht es aus am Schluss des Feldes?

Zuhinterst bildet sich oft eine Gruppe aus Fahrern, die sich schonen wollen oder nicht mehr mögen. Je nach Gelände und Etappe ist die Zusammensetzung unterschiedlich. In den Bergen sind meistens die schwereren Fahrer oder die Sprinter ganz hinten. Sie funktionieren als eine Art Selbsthilfegruppe, man nennt sie den «Autobus», sie schauen zueinander: dass sie alle innerhalb der Zeitlimite ans Ziel kommen.

Solidarität unter den Abgeschlagenen?

Absolut. Die Sprinter zum Beispiel: Wenn es in die Berge geht, dann sind sie hinten und schauen zueinander, wenn es auf eine

Sprinterpassage geht, sind sie wieder bittere Rivalen.

Wer war der erste letzte Mann der Tour de France?

Ein Mann namens Arsène Millochau. 1903, bei der ersten Tour, lag er am Schluss 56 Stunden hinter dem Gewinner.

Das sind mehr als zwei ganze Tage!

In den ersten Jahren gab es keine Zeitlimite. 1904 hatte Antoine de Flotrière sogar über hundert Stunden Rückstand. Warum die Fahrer so weit zurücklagen, ist schwer zu sagen, damals hatte es am Schluss des Feldes keine Betreuer und kaum Zeugen. Man vermutet, dass Millochau ab und zu ein Nickerchen einlegte. In den Anfangszeiten war die Tour sehr rudimentär. Einmal war der Sieger sogar vor den Zeitmessern, die mit dem Zug aus Paris angereist kamen, im ersten Etappenziel in Lyon. Und auch der Rückstand der Letzten konnte nicht genau eruiert werden. Millochau lag so weit zurück, dass die Zeitungen mit dem Klassement bereits im Druck waren, als er ins Ziel kam.

Der Terminus «lanterne rouge» findet sich erstmals 1919 in den Tour-Annalen, der Name stammt vom Schlusslicht eines Zuges, das früher eine rote Lampe war. Leonard hat ein Dutzend äusserst illustre rote Laternen in seinem Buch porträtiert. Besonders schillernd war ein Mann namens Abdel-Kader Zaaf, ein Algerier. 1948 wurden erstmals Fahrer aus den französischen Kolonien Nordafrikas zur Tour zugelassen. Schon von Beginn weg sorgte Zaaf für Furore.

Stimmt es, dass Abdel-Kader Zaaf mitten in einer Südfrankreich-Etappe sturzbetrunken liegen blieb?

Das Malheur ereignete sich zwischen Perpignan und Nîmes, eine Hitzewelle rollte über Frankreich, da entwischte Zaaf mit einem anderen Algerier dem Feld und fuhr einen Zwanzig-Minuten-Vorsprung heraus, doch bald dehydrierte er und begann zu schwanken. Er sah einen Zuschauer mit einer Flasche und entriss ihm die. Doch darin befand sich kein Wasser, sondern Wein. Für einen Mann am Verdursten eine Katastrophe und für einen gläubigen Muslim, wie er einer war, erst recht. Er stürzte die Flasche hinunter und schleppte sich unter einen Baum, wo er mehrere Stunden bewusstlos lag. Als er wieder zu sich kam, fuhr er in die falsche Richtung los.

Er wurde Letzter und war trotzdem ein Publikumsmagnet.

Viele betrachteten ihn als stupiden Kerl, wahrscheinlich spielte Rassismus dabei eine Rolle. Zaaf spielte die Rolle des Clowns mit. Ich finde, er war ein sehr cleverer Fahrer. Er machte viel Geld mit



Ein Herz für die Letzten: Autor Leonard.

seinem Ruf als Letzter. Er machte Werbung für Wein. Er wusste, dass er die Tour nie gewinnen würde, also fuhr er absichtlich als rote Laterne, worauf etliche Aristokraten in Frankreich, Belgien und den Niederlanden ihn zu Festlichkeiten einluden, was seinen Kultstatus noch steigerte.

Eine andere legendäre rote Laterne war der Franzose Jacky Durand. Im Jahr 2000 sagte er: «Ich komme lieber kaputt und als Letzter an, nachdem ich hundertmal angegriffen habe, als dass ich 25. werde, ohne je attackiert zu haben.»

Ich nenne ihn «maverick» (Aussenseiter). Seine Rennphilosophie war sehr interessant. Er glaubte nie, dass er keine Chance hatte, und attackierte dauernd. Als junger Mann hatte er die Flandernrundfahrt gewonnen. Nicht alle roten Laternen waren aussergewöhnliche Typen, aber Durand war einer.

«Erst gab es keine Zeitlimite. 1904 hatte Antoine de Flotrière über hundert Stunden Rückstand.»

Er hatte ein Flair für das Rennen und für Ritterlichkeit im Radsport. Er ist nie mitten im Feld gefahren und hat sich ausgeruht, er griff immer nach den Sternen und versuchte stets sein Bestes. Er war zeitweise schwerverletzt, wurde fast von einem Teamwagen überfahren, aber er gab nie auf. Er war Letzter, aber gleichzeitig der aggressivste Fahrer der Tour. Er gewann den Prix de la combativité und stand mit Toursieger Lance Armstrong auf dem Podium – eine unglaubliche Figur!

Wer ist der grösste Feind eines letzten Fahrers?

Der Besenwagen, der dir eng im Nacken sitzt. Wenn du verletzt bist, muss er eine enorme Bedrohung ausstrahlen.

Einer, der nichts zu fürchten schien, war der Österreicher Gerhard Schönbacher. Er war ursprünglich Ski-Speed-Fahrer. Was hat ihn von den Brettern auf die schwerste Radtour der Welt verschlagen?

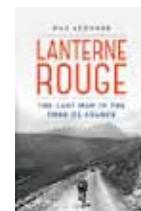
Er war nicht nur Skirennfahrer, auch Boxer, Hockeyspieler, und er hält, auf einem Auto-dach stehend, den Hochgeschwindigkeitsrekord. Als Radrennfahrer war er zweimal Letzter, aber er machte in seiner Rolle als Teufelskerl eine Stange Sponsorengelder. 1980, vor der letzten Etappe, sagte er den Journalisten: «Schaut, ich mache etwas Besonderes heute!» Als er sich dem Ziel auf den Champs-Élysées näherte, stieg er vom Sattel, marschierte über die Ziellinie und küsste sein Rad.

Jahr für Jahr feiern die Franzosen den Letzten der Tour auf den Champs-Élysées. Woher rührt diese Tradition?

Die «rote Laterne» war nie ein offizieller Preis, und die Rennleitung mag die Idee der Letzten-Feier bis heute nicht. Während einiger Jahre versuchte sie den Rummel um den Letzten sogar zu verhindern, indem sie das Schlusslicht nach ein paar Etappen eliminierte. Doch die Franzosen, fast wie die Briten, lieben den Verlierer und den Underdog, sie lieben seinen Durchhaltewillen und seine Entschlossenheit und die Strapazen, die er auf sich nimmt. Besonders in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren, als man an der Tour nicht so viel Geld verdienen konnte, wurde die rote Laterne nach der Tour zu vielen Anlässen eingeladen, und die Reporter und Fans erwiesen dem Letzten grosse Ehre und liessen ihn eine Laterne tragen.

Das Mass an Ehrerbietung kann wohl nur einschätzen, wer selbst auf dem Rad gelitten hat. Sie haben als Amateur einige Etappen bestritten. Wenn jemand zuhinterst fährt, verletzt, müde, ausgelaugt ist, woher nimmt er täglich die Kraft, bis zum Schluss durchzuhalten?

Es ist Kampfgeist, Durchhaltewillen und Pflichtgefühl, die Teamkollegen nicht hängenzulassen. Für jeden Fahrer ist es eine grosse Ehre und Genugtuung, die Tour zu Ende gefahren zu haben. Selbst der Letzte gehört zu der absoluten Elite des professionellen Radrennzirkus.



Max Leonard: «Lanterne Rouge: The Last Man in the Tour de France». Pegasus. 272 S., Fr. 30.90

Eine Eltern-Fantasie

In den USA setzten ein Vater und eine Mutter ihre vierzehnjährige Tochter eine Woche lang im Wald aus, weil diese die Regeln nicht befolgt hatte. Der Fall sorgte weltweit für Empörung. Man wagt es kaum auszusprechen: Eigentlich sind diese Eltern zu bewundern. *Von Rico Bandle*

Wie so oft beim Umgang mit pubertierenden Kindern eskalierte die Situation wegen einer Lappalie. Das vierzehnjährige Mädchen hatte verbotenerweise eine Süßigkeit aus dem Küchenschrank geholt, was die ohnehin schon genervten Eltern dermassen in Rage brachte, dass sie der aufmüpfigen Tochter einmal eine richtige Lektion erteilen wollten: Sie sollte eine Woche lang alleine im angrenzenden Wald verbringen, ausgestattet bloss mit einem Zelt, einer Taschenlampe, einer Rolle Toilettenpapier, einer Uhr und einer Trillerpfeife für den Notfall. Einmal am Tag, zu einem zuvor vereinbarten Zeitpunkt, stellten die Eltern eine Essensration am Gartenzaun zur Abholung bereit.

Die Zeit in der Wildnis, so dachten sich die verzweifelten Eltern aus einem kleinen Dorf im US-Staat South Carolina, würde ihrer Tochter die Gelegenheit bieten, zu sich selbst zu finden.

Doch die Strafaktion nahm ein vorzeitiges Ende. Während eines nächtlichen Gewitters flüchtete das Mädchen zur Grossmutter, diese alarmierte die Polizei. Die Tochter war nach zwei Tagen aus ihrem Straflager befreit, dafür mussten die Eltern büssen: Die Polizei nahm die beiden mehrere Tage lang fest und klagte sie wegen «Vernachlässigung einer Schutzbefohlenen» an, das Jugendamt entzog ihnen vorläufig das Sorgerecht.

Die Geschichte verbreitete sich rasend schnell im Internet und mit ihr die verbrecherartigen Polizeibilder der grimmigen elterlichen Gesichter von Crystal Lynn und James Allen Driggers. Tausende von Lesern gaben in den Kommentarspalten ihre Empörung kund, einige wenige zeigten auch Verständnis. Der Fall erinnert an jenen des

chinesischen Vaters, der 2012 einen Film ins Internet stellte, wie er seinen vierjährigen Sohn in Unterhosen bei einer Temperatur von zwölf Grad unter null nach draussen schickte und Liegestütze im Schnee machen liess. Auch jenes Video wurde weltweit millionenfach angeklickt. Der Vater erlangte als «Eagle Dad» zweifelhafte Berühmtheit, seine «Abhärtungsmethode», wie er sie nannte, löste eine

breite Diskussion über chinesische Erziehungsgrundsätze aus, auch in etablierten Medien. Noch Monate später war «Eagle Dad» ein vielgefragter Interviewpartner, der seine Erziehungsmethoden fortan stolz im Internet dokumentierte. Die pubertierende Tochter wie in «Hänsel und Gretel» im Wald aussetzen, den energiegeladenen Sohn nackt in den Schnee schicken – das sind Fantasien, die wohl jede Mutter und jeder Vater früher oder später einmal in sich tragen. Aber wehe, jemand wagt es, sie auch umzusetzen. Findet die Strafaktion Eingang ins gnadenlose Social-Media-Räderwerk, geht ein globales Protestgeheul los, die entspre-

chenden Eltern müssen sich als Kinderschänder beschimpfen lassen, als gänzlich ungeeignet, Nachwuchs grosszuziehen.

Austraster auf der Autobahn

Dabei haben viele heutige Eltern in ihrer Kindheit Ähnliches erfahren wie das Mädchen in South Carolina, wenn vielleicht auch etwas weniger radikal. In fröhlichen Runden finden selbsterlebte «Hänsel und Gretel»-Geschichten immer Anklang. Etwa die Schilderung, wie drei Geschwister auf dem Rücksitz des Familienautos endlos stritten, bis die aufgebrauchten Eltern ihre mehrfach geäusserte

In fröhlichen Runden finden selbsterlebte «Hänsel und Gretel»-Geschichten immer Anklang.

chinesischen Vaters, der 2012 einen Film ins Internet stellte, wie er seinen vierjährigen Sohn in Unterhosen bei einer Temperatur von zwölf Grad unter null nach draussen schickte und Liegestütze im Schnee machen liess. Auch jenes Video wurde weltweit millionenfach angeklickt. Der Vater erlangte als «Eagle Dad» zweifelhafte Berühmtheit, seine «Abhärtungsmethode», wie er sie nannte, löste eine breite Diskussion über chinesische Erzie-



Zeit in der Wildnis.

Drohung wahr machten und sie auf der Autobahnraststätte aussetzten. Natürlich fuhren die Eltern nicht weiter, sondern bloss einmal um die Tankstelle – für die Kinder blieb die Schreckensminute aber eine prägende Erfahrung.

Schaden genommen hat an solchen Strafkationen selten ein Kind – ob sie auch etwas nützten, ist eine andere Frage. Jedenfalls lässt sich über solche Vorfälle noch Jahrzehnte später bei Familientreffen vortrefflich lachen. Den eigenen Kindern würden die heutigen Eltern so etwas aber nie mehr antun. Strafkationen sind grundsätzlich aus der Mode geraten. Den frechen Buben einige Minuten in den Keller sperren oder das unartige Mädchen ohne Abendessen ins Bett schicken – was einst alltäglich war, ist heute verpönt und ruft im schlimmsten Fall die gefürchteten Kinder- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB) auf den Plan.

Wohlmeinende Eltern distanzieren sich heute reflexartig von jeglicher archaisch an-



Verantwortungslos? Ehepaar Driggers.

mutenden Erziehungsmethode. Mit der demonstrativen Ablehnung althergebrachter Strafkationen lässt es sich wunderbar von den eigenen Unzulänglichkeiten ablenken. Denn längst ist das Pendel in der Erziehung auf die andere Seite ausgeschlagen: Von «elterlicher Autorität» zu reden, ist heute tabu, moderne Mütter und Väter sehen sich als Partner der Kinder, dafür besorgt, ihrem Nachwuchs jegliches Bedürfnis zu erfüllen und sämtliche Hindernisse aus dem Weg zu räumen.

Dass dies den Kindern nicht gut bekommt, ist längst bekannt: Eltern geraten beim ständigen Buhlen um die Zuneigung der Kinder in Geiselhafte, werden zu deren Sklaven, sind den wechselnden Launen und Ansprüchen ihrer Schützlinge ausgeliefert. Überbehütete Kinder zeigen genauso wie vernachlässigte überdurchschnittlich oft Verhaltensauffälligkeiten. Dies ist eine durch zahlreiche Studien bestätigte Tatsache, der kaum eine Fachperson noch widerspricht.

Lieber auf andere zeigen

Kinder brauchen Eltern, die ihnen auch mal Widerstand leisten, nicht solche, die sich ständig bei ihnen beliebt machen wollen. Der deutsche Kinderpsychiater und Bestsellerautor Michael Winterhoff («Warum unsere Kinder Tyrannen werden») spricht von einer «natürlichen Hierarchie» zwischen Eltern und Kindern, die bei vielen Mittelstandsfamilien verlorengegangen sei – mit fatalen Folgen. Wer im Kindesalter um die Erfahrung gebracht wird, mit Niederlagen umzugehen und sich auch mal unter widrigen Bedingungen selbst durchzuschlagen, bekundet Mühe, ein starkes Selbstwertgefühl zu entwickeln, und bleibt eher unselbständig.

Die meisten Eltern sind sich im Grunde des Problems bewusst. Doch sich mit dem eigenen Verhalten zu befassen, ist mühsam. Und so kommen einem Eltern wie jene aus South Carolina gerade gelegen: Auf sie kann man mit dem Finger zeigen, über sie kann man sich gefahrlos empören, es ist ein Leichtes, ihnen Verantwortungslosigkeit vorzuwerfen – und sich dabei erst noch gut zu fühlen.

In den Wahnsinn getrieben

Aber handelten die angeprangerten Eltern aus South Carolina tatsächlich dermassen verant-

wortungslos, dass man ihnen die Erziehungsberechtigung absprechen soll? Der Wald, in dem die Tochter eine Woche lang alleine hätte leben sollen, grenzt an das heimische Dorf, das Zelt war bloss 400 Meter von zu Hause entfernt aufgestellt.

Der Schweizer Kinderpsychologe Allan Guggenbühl sagt, ein pubertierendes Kind für kurze Zeit in die Wildnis zu schicken, weil man es als Eltern nicht aushält, sei für ihn eine nachvollziehbare Handlung. «Natürlich ist die Massnahme radikal und möglicherweise problematisch, ich kenne den Fall nicht im Detail. Aber einen Jugendlichen mit dem realen Leben und gewissen Risiken ausserhalb des wohligen Heims zu konfrontieren, kann ihm eventuell guttun.» Die ständige Sorge der Erwachsenen um die Sicherheit und das Wohl der Jugendlichen wird von diesen oft als eine Form der Machtausübung erlebt. «Pubertierende verhalten sich ambivalent: Sie wollen zwar von den Eltern umsorgt sein, halten die Abhängigkeit gleichzeitig nicht aus. Dies führt zu Konflikten, kann die Eltern in den Wahnsinn treiben.» In diesem Sinne habe er durchaus Verständnis für eine solche Verzweiflungsaktion.

Progressive Eltern schicken hierzulande ihren wildgewordenen Nachwuchs in den Waldkindergarten oder ins Pfadilager, das ist die pädagogisch akzeptierte Form des Aussetzens in der Wildnis. Hauptsache, alles scheint unter Kontrolle, die Sicherheit bis in jedes Detail gewährleistet. Bricht sich das Kind doch einmal den Arm, so bietet man den Anwalt auf. Doch in einer familiären Tiefdruckphase würden wohl auch solche Eltern gerne einmal ihre Kinder einige Stunden oder Tage sich selbst überlassen, ohne mehrfaches Auffangnetz. Sie getrauen sich aber nicht, nur schon wegen der sozialen Ächtung, die ihnen droht, sollte ihre Aktion publik werden. Die Eltern aus South Carolina haben es trotzdem getan.

Eigentlich sind sie zu bewundern. ○



SOMMER- NACHTSBALL

FREITAG, 21. AUGUST 2015, 19 UHR

«Dürfen wir Sie zum Tanze bitten?»

Glamouröse Ballnacht im historischen Jugendstilsaal

Beginn: 18.30 Uhr mit Aperitif
Gepflegte Abendgarderobe ist erwünscht.

PREIS INKL. 5-GANG GALA-DINER
UND TISCHGETRÄNKE:
CHF 230.– pro Person

SPEZIALPREIS ÜBERNACHTUNG:
Ab CHF 100.– pro Person im
Doppelzimmer inkl. Frühstück


WALDHAUS FLIMS
MOUNTAIN RESORT & SPA

WALDHAUS FLIMS | VIA DIL PARC 3 | 7018 FLIMS
T +41 (0)81 928 48 48 | F +41 (0)81 928 48 58
INFO@WALDHAUS-FLIMS.CH | WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH



«Wir sind global, universell»

Der Schweizer Anwalt Peter Nobel wird demnächst siebzig. Er gehört zu den erfolgreichsten Juristen und Rechtswissenschaftlern des Landes. Wir sprechen über ein bewegtes Leben zwischen Flawil und Moskau, Dürrenmatt, Putin und Blatter, Masseneinwanderungsinitiative und Kunst. *Von Roger Köppel und Lukas Maeder (Bild)*

Nobel & Hug: Seine Kanzlei an der Zürcher Seefeldstrasse ist eine rotierende, gut geölte Werkstatt der Rechtsauslegung und eine Oase der Kunst. Man merkt sofort, dass der gebürtige Ostschweizer Peter Nobel grossen Wert darauf legt, mit der Gegenwart geistig in Verbindung zu bleiben. Alles wirkt frisch und modern, äusserst zeitgenössisch, trotzdem auch klassisch, sehr stilvoll, ein bisschen konservativ, aber ohne jeden Staub.

Nobel lacht meistens, wenn man sich mit ihm unterhält. Der Eindruck aber täuscht. Der Mann ist, wenn es darauf ankommt, eine zu abrufbaren Wutausbrüchen neigende Kampfmaschine des Wirtschaftsrechts. Ehemalige Klienten schildern den an der Uni Zürich auch als Professor engagierten Nobel als enorm fleissigen Krampfer und kreativen Strategen, als unerbittlichen Grenadier der Justiz und einen der angrifflichsten Verteidiger des Landes. Seine Kundenliste umfasst berühmte Namen wie Friedrich Dürrenmatt, Michail Chodorkowski oder Philipp Hildebrand. Er war in kurioseste Fälle verwickelt, zum Beispiel gingen vor Jahrzehnten auch die gefälschten «Hitler-Tagebücher» der deutschen Zeitschrift *Stern* über seinen Konferenztisch. Er hat den gleichen Jahrgang wie der britische Gitarrist Eric Clapton und feiert am 17. Juli seinen siebzigsten Geburtstag.

Herr Nobel, es soll hier um Ihr Leben und die Schweiz gehen, also steigen wir gleich mit der aktuellen Politik ein. Warum sind Sie dieser merkwürdigen politischen Kampforganisation Rasa beigetreten, die den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung umstossen will?

Ich bin dabei, weil es der sauberste Weg ist. Es gibt viele Leute, die ein Zeichen setzen wollen. Man darf eine Mehrheit von 50,3 Prozent nicht heiligsprechen. Man sollte noch einmal darüber abstimmen.

Was ist so schlimm daran, wenn die Schweiz die Migration wie alle Staaten wieder selber steuert?

Irgendwie wird sich das Ganze rechtlich wohl schon wieder vernünftig fügen. Es ergibt auch Sinn, gewisse Schutzklauseln einzuführen, Familiennachzugsprobleme, gewisse Belastungen des Sozialsystems anzupacken. Ich persönlich finde allerdings das Zeichen gegenüber dem Ausland verheerend. Wir waren immer eine dienliche, eine kompromissorientierte Nation. Jetzt

plötzlich verstören wir mit einem aggressiven Signal der Abweisung. Das ist nicht mein Bier. Aber bitte: Ich will die Sachprobleme nicht wegreden.

Kein unabhängiges Land, nicht einmal die EU, die nach innen zum Staat wird, kennt an den Aussengrenzen eine derart freie Migration.

Sie übersehen, dass die Personenfreizügigkeit eine Säule des europäischen Systems ist. **Dessen Mitglied die Schweiz nicht ist.**

Das stimmt, aber wir haben verschiedene Verträge mit der EU abgeschlossen im vollen Bewusstsein, dass die Personenfreizügigkeit ein Pfeiler dieses Vertragswerks ist. Ich glaube übrigens, dass wir hier eine gedeihliche Lösung finden werden. Alt Staatssekretär Ambühl hat kürzlich eine Formel entwickelt, laut der die Schweiz nicht mehr belastet werden dürfe als die EU-Länder. Im Konzert *de tout le monde* kann man über die Bücher gehen. Dann lässt sich auch das unschöne, abweisende Wort der Kontingente vermeiden – das signalisiert Gartenzaun, Schlagbaum. Man kann doch nach den Bedürfnissen der

«Wir haben kein Bild mehr von der Zukunft des Landes. Das Parlament ist eine Gesetzesfabrik.»

Wirtschaft Zahlen festlegen und nach einem Jahr wieder jeweils revidieren.

Nichts anderes fordert die Initiative.

Ich gestehe Christoph Blocher zu, und es freute mich auch: Er hat immer gesagt, dass man entsprechend den Bedürfnissen der Wirtschaft die Zuwanderung ausrichten sollte. Das ist vernünftig. Damit kann ich leben. Meine Befürchtung ist aber, dass mit der Initiative fremdenfeindliche Energien durchbrechen.

Staatsrechtler Andreas Auer, der auch bei Rasa dabei ist, äusserte sich in NZZ-Artikeln sehr kritisch über die direkte Demokratie. Das Volk zum Beispiel, schrieb er, müsse für seine Entscheide keine Verantwortung übernehmen. Teilen Sie seine Befürchtungen?

Nein. Ich bin immer wieder erstaunt, wie beim Volk die Vernunft zum Ausdruck kommt. Ich habe aber die direkte Demokratie nie einfach nur als brachiales direktes Einwirken von Parolen auf die Stimmbürger verstanden, sondern als vermittelt durch Eliten. Unter Eliten verstehe ich das Parla-

ment, die Regierung, die Wirtschaftsführer. Diese Eliten müssen unbedingt stärker aus der Deckung kommen, um ihr Bild der Schweiz, ihre Ziele und ihre Sorgen verständlich zu machen. Wir haben heute kein Bild mehr von der Zukunft unseres Landes. Auch das Parlament ist zu einer reinen Gesetzgebungsmaschine geworden.

Hat die Schweiz generell international an Verhandlungsmacht verloren in den letzten Jahren?

Es ist ja vernünftig, dass der Bundesrat Problemzonen auslotet und verhandelt. Aber wenn man dann der Gegenseite schon mitteilt, was sie der Schweiz zum Nachteil der Schweiz entgegen solle, untergräbt man die eigene Verhandlungsposition. Das ist taktisch total falsch. Auch gegenüber den USA im Bankenstreit haben wir unsere Cleverness nicht genutzt. Jedermann kannte das Problem. Man soll heute nicht so bigott tun, als ob es da ein paar verbrecherische Banker gegeben habe, es war einfach die damalige Rechtslage, von der man allerdings wusste, dass sie politisch konfliktträchtig war.

Blenden wir zurück in Ihr bewegtes, erfolgreiches Leben. Wie sind Sie aufgewachsen?

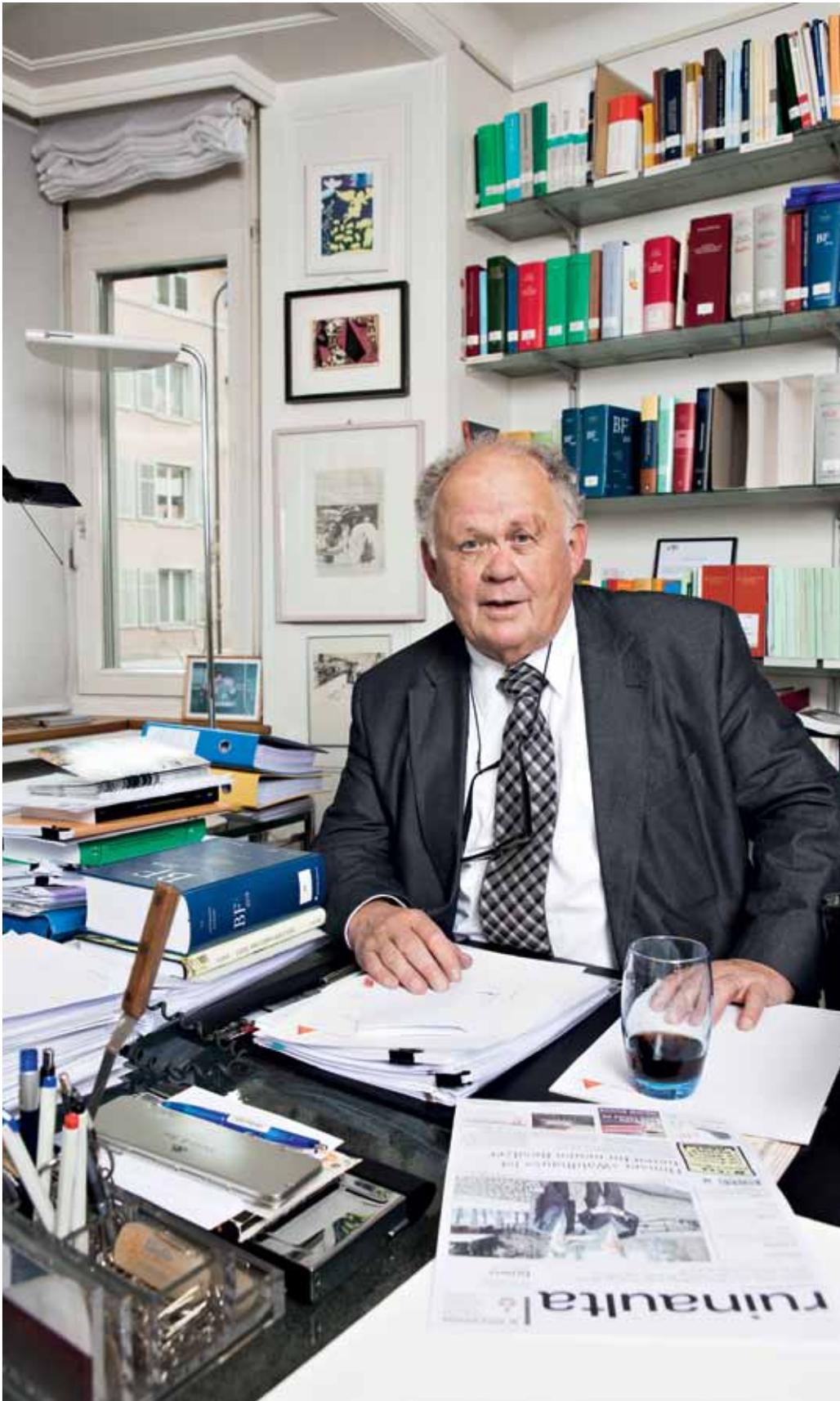
Ich hatte ein interessantes Elternhaus in Flawil. Mein Vater war CVP-Gemeinderat, Präsident der Dorfmusik, Zivilschutzchef im Dorf. Mein Vater war ein echter Macher, im Militär aber nur Gefreiter. Meine Mutter war im Frauenhilfsdienst, Arbeitslehrerin. Sie hat für mich immer gekämpft, zum Beispiel, als sie mich damals in der Schule, ich bin Linkshänder, zum Rechtshänder umpolen wollten. Ich wuchs im Schatten der katholischen Kirche auf, mein Vater betrieb mit seinem Bruder ein Fabriklein für Papierhüllen, unter anderem für Feuerwerke, für Spinnereien. Mein Ziel aber war es immer, aus dieser etwas mühsamen Enge nach Zürich zu gehen.

Im Zeitraffer: Die wichtigste Kindheitsanekdote?

Ich war ein Einzelgänger. Ich habe mich immer auch mit allen möglichen Jobs durchgeschlagen. Ich wusste, dass Geld verdienen arbeiten heisst. Ich habe mich immer an Leuten orientiert, die ich bewunderte.

Warum Jurisprudenz?

Ich war immer eine Art Gerechtigkeitsfanatiker. Nicht Kohlhaas-mässig, eher einer, der im Ausgleich die gute Lösung findet. Schiedsgerichte, Vergleiche, vernünftige Wege, nicht faule Kompromisse – das ist meine Welt.



«Der sauberste Weg»: Jurist Nobel.

Was ist die Faszination des Rechts?

Dass es allgegenwärtig ist. Dass es menschengemacht ist und trotzdem bis in die letzten Fragen der Philosophie hinein- geht. Recht ist ungeheuer vielfältig. Es gibt nie zweimal den gleichen Fall.

Wie definieren Sie Gerechtigkeit?

Jedem das Seine.

Ist das nicht eine zu offene Leerformel?

Man kann das so kritisieren. Aber Gerechtigkeit ist eben sehr abhängig vom Zusammen- hang, von den sozialen Netzwerken. Es gibt nicht einfach Gerechtigkeit und Ungerech- tigkeit.

Leben wir heute in der Schweiz in einer gerechten Welt?

Wir leben in einer gerechteren Welt als frö- her. Trotz vielen ungelösten Problemen. Man darf nicht ganz der Gleichheitsillusion ver- fallen. Die Leute sind ungleich. Es gibt Leute mit mehr Energie und grösseren Fertigkeiten, und es gibt solche, die weniger arbeiten wollen und auch weniger arbeiten können, weil sie geringere Fähigkeiten aufweisen. Die Diskriminierung, die aus einer Schichtung der Gesellschaft herauskommt mit verschie- denen Möglichkeiten auf allen Stufen, die wird man nie wegbringen. Hier sollte auch die Politik aufhören, mit der Brechstange einer Gleichheitsfantasie hinterherzueilen.

Was ist die entscheidende juristische Er- kenntnis in der Weltgeschichte?

Die Trennung von Staat und Kirche. Die Re- formation war ausschlaggebend.

Das sagen Sie als Katholik?

Unbedingt. Das Fatale am Islam ist, dass es hier keine Privatsphäre, nicht einmal eine politische Sphäre gibt – man ist als ganzer Mensch bis in die hintersten Winkel des Ge- wissens und des religiösen Empfindens einer im Wortsinn totalen, um nicht zu sa- gen: totalitären Weltordnung, die alles um- fasst, ausgesetzt. Man wird durch die Reli- gion beherrscht.

Sie haben mitten im Sozialismus in Moskau studiert. Wie kam es dazu?

Russland hat mich immer fasziniert. Realer Hintergrund aber war: Unser Griechisch- lehrer Ivo Tschirky sagte uns: «Ihr müsst Russisch lernen. Russland ist die Zukunft.» So lernten wir Russisch in der Kantonsschule. Später gründete er in der Armee eine Gruppe für östliche Sprachen. Wir haben da russische Militärzeitschriften übersetzt. Dann organi- sierte Tschirky über den Bund, dass wir in einen Studentenaustausch gehen konnten.

Wie erlebten Sie die Sowjetzeit?

Das Schlimmste war, dass jeder für alles einen Plan machen und dann auch vortragen musste. Prägend war aber, dass ich damals mit dem befreundeten NZZ-Korrespon- denten in Moskau, Reinhard Meier, und mit einem Pilotenfreund der Swissair ein hoch- geheimes Buchbeschaffungssystem entwi- ckelte, mit dem ich meine russischen Freun- de belieferte, ohne dass der KGB davon Wind bekam. Aus dieser Zeit ist mir auch ein russi- scher Freund geblieben, heute in Russland Verfassungsgerichtspräsident.

Wie sehen Sie heute Putin?

Ich sehe es relativ negativ. Als der Ostblock zerfiel, war Russland sehr desintegriert. Dies verbessert zu haben, würde ich Putin gut- schreiben. Er machte Russland wieder zu ei- ner Macht. Gleichzeitig errichtete er eine Dik- tatur. Ich hatte hier leider düstere Einblicke.

Sind wir im Westen nicht etwas ungerecht gegenüber den Russen?

Die Russen sind, auch im positiven Sinn, gewaltige Patrioten. Was die Ukraine angeht:

Hier hat der Westen zweifellos ein frivoles Spiel getrieben. Die Krim war immer wichtig für Russland, auch wenn diese Krim unter ganz fragwürdigen Umständen der Ukraine geschenkt worden war. Die Kiewer Rus ist praktisch die Wiege der russischen Geschichte. Als der Westen in dieser Gegend durch das Angebot von Nato- und EU-Beitritt hineinfunkte, hat er die Russen so gereizt, dass sie etwas machen mussten. Ich habe mich schon gewundert, dass die Russen all die anderen Staaten einfach so haben laufen lassen, die DDR, das ganze Baltikum, Osteuropa. Da hat Moskau einfach zugeschaut. Die Ukraine wurde dann aber zum Stein des Anstosses. Der Westen war zu übermütig.

Glauben Sie ans Völkerrecht als zivilisatorische Errungenschaft, oder muss man nicht sagen: Recht ist immer Ausdruck von Machtinteressen, auch das Völkerrecht schreibt so gesehen Machtverhältnisse fest?

Ich glaube ans Völkerrecht. Es kann Machtansprüche qualifizieren als berechtigt oder unberechtigt. Es wurden aber immer wieder Kriege im Namen des Rechts geführt. Staaten lügen oft, wenn sie etwas wollen.

Ich bringe ein paar Namen, die in Ihrem Leben eine Rolle spielen, bitte jeweils ein kurzer Kommentar. Familie Ringier?

Der frühere Konzernleiter Heinrich Oswald war für mich noch entscheidender. Er hat mich bezirzt und zum Hausanwalt gemacht. Nach anderthalb Jahren wollte ich mich selbständig machen, Oswald half mir und gab mir sogar einen Mietvertrag. Er war ein wichtiger Anschlag für meine unternehmerische Laufbahn.

Friedrich Dürrenmatt, der Kosmologe aus Konolfingen?

Ich habe ihn schon in der Schule immer gelesen. Dass ich später sein Anwalt und Willensvollstrecker wurde, war für mich überwältigend.

Welche seiner Botschaften hat Sie am meisten angesprochen?

Dürrenmatt schreibt, wie wankelmütig die Menschen in der Gerechtigkeit sind, wie sie Gerechtigkeit missbrauchen, wie sie dann aber auch wieder ihr Leben dafür aufopfern. Die Rolle des Zufalls war bei Dürrenmatt wichtig. Je sorgfältiger die Menschen vorgehen, desto wirksamer vermag sie der Zufall zu treffen.

Der Germanist Peter von Matt?

Er ist ein total geerdeter analytischer Intellektueller. Er blickt durch die Sache hindurch und transportiert die Schweizer Mythen in unser Alltagsleben hinein. Ein Sprachgenie.

Christoph Blocher?

Ich habe ihn immer beobachtet, bin aber auf Distanz geblieben. Ich habe den Ver-



«Überwältigend»: Dürrenmatt.

dacht, er sei ein Machtpolitiker, kein Realpolitiker. Schwingt bei ihm auch etwas Revanchistisches nach der Abwahl mit? Ich halte ihn für einen wirklich ausgezeichneten Unternehmer, da hat er meine uneingeschränkte Bewunderung, aber in der Politik sehe ich bei ihm eben nicht einfach nur den selbstlosen Auftrag, sondern oft die pure Lust an der Bewegung, an der Volksmasse, am Machtrausch. Politik ist für mich aber die Lösung konkreter Sachprobleme. Er ist für mich ungeachtet dessen ein hochintelligenter Mensch.

Sepp Blatter?

Er ist ein ganz schlauer, ein bauernschlauer, vielleicht sogar kurialer, vatikanischer, sicher von einem göttlichen Hauch angetriebener Gestalter der Fussballwelt. Dass grösste Missverständnis über ihn ist, dass er korrupt sei, dass er Geld nehme. Das wurde in einwandfreien Strafverfahren doch mehrfach zweifelsfrei widerlegt. Das würde er nur schon deshalb nie tun, weil er viel zu schlau ist. Blatter hat vielleicht lange den Problemen in der Fifa zusehen müssen, weil er die Macht nicht hatte. Heute hat er die Macht und ist Teil der Lösung. Ich unterstütze ihn.

Ex-Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand: Sie waren sein Anwalt und Berater.

Philipp Hildebrand hat die Szene dominiert. Er war ein Dominator durch Charme, aber auch durch seinen scharfen Intellekt. Am meisten frappte mich, dass in der Nationalbank viele froh waren darüber, dass er gegangen ist. Ihn traf es vielleicht am meisten, dass seine unmittelbaren Kollegen ihn nicht stützten.

War es eine Politintrige, oder hat Hildebrand eben doch relevante Linien überschritten?

Man hat einen Fehler Hildebrands politisch ausgenutzt. Das war übertrieben angesichts seiner Leistung. Hildebrand hat der Schweiz viel gebracht, weil er international so vernetzt war. Das Land hat sich keinen Gefallen getan, dass es diesen Mann so fallen liess.

Ihre Frau?



«Der Westen war zu übermütig»: Putin.

Meine Frau studierte Volkswirtschaft und Soziologie in St.Gallen. Sie ist meine beachtenswerte Mahnerin im Hintergrund im total permanenten Dialog. Sie ist sehr klug, sehr bestimmt, aber auch lustig.

Sie interessieren sich für antike Tragödien. Was ist hier die für Sie wichtige Botschaft?

Alle Grundfragen sind hier vorformuliert. Ich habe keine tragisch-leidende Weltsicht. Ich bin überzeugt, dass die wesentlichen Dinge der Welt von Individuen gemacht und beeinflusst werden. Natürlich ist das Kollektiv wichtig, aber am Ende macht der Einzelne den Unterschied. Bestimmte, starke Menschen tragen den Grossteil der menschlichen Dynamik. Mein Lieblingsmythos ist die «Ilias», der Kampf um die mächtige Stadt Troja. Es ist eine Abfolge von Frauengeschichten. Es ist verrückt, dass ein ganzes Volk wegen eines Frauenraubs in den Krieg zieht. Cherchez la femme!

Und: Am Ende erliegen die Trojaner einem Mangel an Fremdenfeindlichkeit, indem sie dieses seltsame trojanische Pferd unvorsichtig in ihre Stadt hineinnehmen!

(Lacht) Das ist jetzt Ihre SVP-Deutung. Das Fremde kann gefährlich sein, aber eben auch sehr befruchtend!

Kunst ist für Sie sehr wichtig. Warum?

Kunst ist für mich die Essenz von Kreativität und Innovation. Kunst ist für mich ein gefühlsmässiges Ausdrucksmittel von alternativen Denkmöglichkeiten. Meine bevorzugte Kunst ist der Surrealismus. Das ist die Gegenwelt zu dem, was wir als Wirklichkeit manchmal zu ernst nehmen. Ich mag die Verschiebung der Realität, denn es könnte alles auch anders sein. Man muss sein Bewusstsein für die Umgebung schärfen, man darf nicht bei sich selber stehenbleiben. Banales kann ganz neue Einsichten, ganz neue Blickrichtungen vermitteln.

Würden Sie einen Kopfabsteiger vom IS oder einen Hitler vor Gericht verteidigen?

Ich suche das nicht. Wenn man aber die staatliche Anklagemaschinerie kennt, dann sieht



«Ich unterstütze ihn»: Blatter.



«Pure Lust an der Bewegung»: Blocher.

man die Notwendigkeit, dass jeder seine Seite darstellen können muss – sonst überfährt ihn das System. Das rechtliche Gehör ist für mich die wesentlichste Komponente des Rechtsstaats. Das gilt für alle. Es gibt nie ein Urteil, das bereits vor dem Prozess gefällt ist.

Gibt es das Böse?

Ja, das gibt es. Eduard Naegeli schrieb über «Das Böse und das Strafrecht». Die Bestie Mensch ist eine Realität. Es gibt historische Ereignisse, die Judenermordung im Zweiten Weltkrieg zum Beispiel, die ich mit normalen Kategorien bis heute nicht verstehen kann. Die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse haben für mich mit Gerechtigkeit zu tun, obwohl sie als Ausdruck einer klassischen Siegerjustiz eigentlich keine rechtliche Grundlage besaßen.

Wie definieren Sie die menschliche Natur?

Sie ist enorm brutal, wenn sie nicht durchs Recht gebändigt wird. Das Recht ist das entscheidende Bändigungsinstrument, wenn der Mensch aus Notsituationen oder aus inneren Antrieben heraus den Rahmen der Zivilisation verlässt.

Reden wir zum Abschluss über die Schweiz. Wir haben heute einen Konflikt: Wer macht die Gesetze? Volk und Stände? Oder internationale Richter und Gerichte?

Man kann sich auf den Standpunkt stellen, die Schweiz müsse als unabhängiger Staat nur an ihre Interessen denken. Nun aber stehen wir mitten in einer europäischen Gemeinschaft, die sich dynamisch entwickelt. Daraus leite ich ab: Wir müssen uns an alle Verträge halten, die wir mit dieser Gemeinschaft abgeschlossen haben. Diese Verträge gehen auch dem Landesrecht vor, es sei denn, das Landesrecht sagt klipp und klar, dass wir die fraglichen Verträge wieder kündigen sollen.

Der Strassburger Menschenrechtsgerichtshof hindert die Schweiz heute daran, verurteilte schwerstkriminelle Ausländer aus-

zuschaffen. Oder er schützt im Rückgriff auf sogenannte Menschenrechte eine Organisation, deren einziges Ziel darin besteht, illegal Häuser zu besetzen. Das können Sie nicht vernünftig finden.

Natürlich haben die richterlichen EMRK-Gremien das, was wir instinktiv als Menschenrechte anschauen, überreizt. Das würde ich zugestehen. Hier entsteht Unzufriedenheit. Aber der politische Aufruhr dagegen erscheint mir massiv übertrieben.

Ein anderer internationaler Trend ist die sich endemisch ausbreitende Verrechtlichung der Wirtschaft. Hier werden gewaltige Zwangsjacken konstruiert, die unsere Wohlfähigkeit behindern.

Ja, aber hier sind wir genau so krank. Der Nationalrat ist kein konzeptionelles Gremium mehr. Er ist eine Gesetzeserlassfabrik.

«Die Bestie Mensch ist eine Realität. Die menschliche Natur ist enorm brutal.»

Wie schlimm wäre es, wenn die Schweiz die Menschenrechtskonvention kündigt? Die Menschenrechte sind in unserer Verfassung längst verankert.

Das kann man sich heute imagemässig auf keinen Fall leisten. Es würde sich auch nichts Substanzielles ändern, ausser, dass vielleicht ein paar abstruse Einzelfälle nicht mehr vorkämen. Auch die Bundesrichter würden die Verfassung mit einem Aussenblick auf die internationalen Standards auslegen.

Wenn einem kein Argument einfällt, kommt man mit dem Image.

Irrtum. Ich bin davon überzeugt, dass die Schweiz es sich nicht leisten kann, auf allen schwarzen Listen zu stehen als Staat, der absichtlich aus der Menschenrechtskonvention ausgetreten ist. Ausserdem haben wir heute bereits die Möglichkeit, unliebsame Verträge zu kündigen. Durch eine Annahme der SVP-

Initiative schaden wir uns mehr, als dass wir uns nützen.

Was ist heute das grösste Risiko für die Schweiz?

Selbstüberschätzung. Wir geraten als Isolationistenstaat auf schwarze Abschusslisten und vertreiben so die internationalen Unternehmen. Wir müssen ein guter Partner mit dem Ausland und den europäischen Ländern bleiben. Ich bin allerdings nicht dafür, uns zu stark bei den Europäern gegen Russland anzulehnen. Wir müssen unseren internationalistischen Kurs weiter pflegen.

Muss sich die Schweiz besser verkaufen?

Hier sage ich nicht einfach nein. Wir haben vielleicht immer ein bisschen Minderwertigkeitskomplexe. Anpassung ist halt oft bequemer als das Entwickeln eigener Ansätze. Man spielt die eigene Karte zu wenig. Wir sind ein Bollwerk der Qualität. Wir haben der Welt etwas zu geben. Und merken es manchmal gar nicht. Das Ausland liebt die Schweiz.

Wie gut oder schlecht ist unser Bundesrat?

Der Bundesrat macht im bipolaren System «Volk gegen die Institutionen» einen grossen Fehler. Er erdet sich zu wenig in der Gesetzgebung. Alles kommt aus der Bundesverwaltung. Es gibt kaum mehr Expertengruppen, die wichtige Entscheide vorkauen und im Volk rückkoppeln. Heute dominiert die Verwaltung. Vernehmlassungen sind auch keine eigentlichen Vernehmlassungen mehr.

Wo stehen Sie heute politisch?

In der Mitte. Ich will mich nicht mehr durch eine Partei kanalisieren lassen. Ich versuche, meine eigene Stimme zu sein. Früher war ich mehr SP, aber durch meine Lebenserfahrung wurde ich geläutert, eher bürgerlich.

Sie sind ein Mann, der auf allen Hochzeiten tanzen kann. Wie schaffen Sie das?

Ich arbeite. Bin an der Front. Meistens werde ich gerufen. Ich suche die Vernetzung nicht.

Wie lautet als Arbeitgeber Ihr wichtigstes Ausbildungsprinzip?

Es gibt nur harte Knochenarbeit.

Was bedeutet Ihnen Geld?

Es gibt Freiheit, aber ein Selbstzweck ist es nicht.

Wie lautet Ihr Lebensmotto?

Ich versuche als Jurist durchlässig zu bleiben für alles Neue, das auf der Welt passiert. Ich habe nicht gern alte Klappermühlen.

Worauf müssen wir uns einstellen in der Zukunft?

Wir müssen schauen, dass wir in der Schweiz wieder einen ausreichenden nationalen Konsens entwickeln, um unsere so vielfältigen Qualitäten international zur Geltung zu bringen. Es wäre fatal, wenn unsere Eigenständigkeit, die berechtigt ist, in Isolationismus ausschlägt oder so wahrgenommen wird. Die Politik darf nicht quer zu unseren weltweit erfolgreichen Unternehmen stehen. Wir sind global, wir sind universell. ○



Pirelli für einen Regenmonat: Kalenderblatt von Peter Lindbergh.



Kunst an der Frau

Von Daniele Muscionico

Es gibt die Kunst am Bau, und es gibt die Kunst an der Frau. Denn die Frau ist ja stets gemacht, ein Werk, ein Kunstwerk idealerweise. Die Frau im Naturzustand gibt es nicht, und wenn doch, wäre sie ein Fall für Pro Specie Rara. Es geht der Frau nicht besser als anderen Naturelementen, wir Frauen sind leicht das Opfer korrigierender Eingriffe und baulicher Massnahmen.

Anders als die Kunst am Bau ist allerdings die Kunst an der Frau ein florierendes Unterfangen. Sie nämlich ist mehrheitsfähig, vor allem aber ist sie wortwörtlich für jedermann verständlich. Das hat auch ein Reifenhersteller erkannt und die erotische Fotografie zu seiner Marke gemacht: Die Kunst an der Frau für jeden Monat, zwölf Blätter für den Mann – der Pirelli-Kalender.

Der Pirelli-Kalender ist das, was der Bauernkalender dem Landmann ist, die kleine Freude im Viehstall; er ist des Städters kleine Freude im Rennstall. Es geht um Potenz, hier wie dort, bei Pirelli seit 1964 für ausgewählte Freunde der Firma. Der Kalender wird von illustren Meistern ihres Faches fotografiert, und fast alle durften einmal, von Richard Avedon (er sogar zweimal, unter anderem mit der Idee, das Model Nadja Auermann als die vier Jahreszeiten darzustellen) bis Bruce Weber. Dass unter den fast fünfzig Stars auch zwei Schweizer Modelfotografen waren, weiss allerdings heute kaum noch jemand; 1966 hatte Peter Knapp die Ehre, 1974 war es Hans Feurer.

Der deutsche Fotograf und Filmemacher Peter Lindbergh hat sich 2002 – wohl für einen eher nassen Monat – dieses Bild einfallen lassen. Er lässt James King, so heisst die Dame, im Regen stehen.

Das ist tiefsinnig, denn die triefende King steht nicht irgendwo, sondern in einem der legendären Paramount-Studios. Paramount Pictures war das erste Studio der Filmindustrie, das riesige Gewinne machte. Es hat die goldenen Jahre Hollywoods lanciert, dank Leinwand-Ikonen wie Rudolph Valentino, Gloria Swanson oder Pola Negri. Und noch immer wird in den Paramount-Studios Filmgeschichte geschrieben.

Ob die nasse King Geschichte schreibt mit diesem Bild? Sie war ein typisches Model der neunziger Jahre, ein wunschlos unglücklicher Anblick, weil sie keine Wünsche offenlässt. Doch sie zeigt perfekt, worum es beim Pirelli-Kalender geht. Er zeigt, wie einfallslos die Fantasie ist. Wenn sie von anderen hergestellt wird.

Pirelli – Der Kalender. 50 Jahre und mehr.
Das Buch zum Jubiläum. Taschen

Top 10

Knorr's Liste

1	Loin des hommes	★★★★☆
	Regie: David Oelhoffen	
2	Star	★★★★☆
	Regie: Anna Melikian	
3	Men & Chicken	★★★★☆
	Regie: Anders Thomas Jensen	
4	Taxi Teheran	★★★★☆
	Regie: Jafar Panahi	
5	Ted 2	★★★★☆
	Regie: Seth MacFarlane	
6	Terminator 5: Genisys	★★★☆☆
	Regie: Alan Taylor	
7	Minions	★★★☆☆
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
8	Victoria	★★★☆☆
	Regie: Sebastian Schipper	
9	The Age of Adaline	★★★☆☆
	Regie: Lee Toland Krieger	
10	Jurassic World	★★★☆☆
	Regie: Colin Trevorrow	

Kinozuschauer

1 (1)	Minions (3-D)	44 411
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
2 (-)	Terminator: Genisys (3-D)	13 548
	Regie: Alan Taylor	
3 (2)	Ted 2	9183
	Regie: Seth MacFarlane	
4 (3)	Jurassic World (3-D)	8015
	Regie: Colin Trevorrow	
5 (5)	Taxi Teheran	2239
	Regie: Jafar Panahi	
6 (-)	The Duff	1937
	Regie: Ari Sandel	
7 (6)	Giovanni Segantini: Magie des ...	1757
	Regie: Christian Labhart	
8 (4)	Spy	1396
	Regie: Paul Feig	
9 (-)	Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu?	1192
	Regie: Philippe de Chauveron	
10 (-)	Entourage	1029
	Regie: Doug Ellin	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Fifty Shades of Grey (Universal)
2 (2)	American Sniper (Warner)
3 (3)	Jupiter Ascending (Warner)
4 (4)	Kingsman: Secret Service (Fox)
5 (5)	Downton Abbey – Season 5 (Universal)
6 (6)	The Imitation Game (Ascot Elite)
7 (8)	Baymax – Riesiges Robowabohu (Disney)
8 (7)	Into the Woods (Disney)
9 (-)	Fürst der Dämonen (Rainbow)
10 (-)	SpongeBob Schwammkopf (Rainbow)

Quelle: Media Control



Deliziose Grimmigkeit: «Mr. Holmes».

Kino

Völlig losgelöst

Das britische Porträt des Meisterdetektivs «Mr. Holmes» besticht vor allem durch Ian McKellens grandioses Schauspiel.
Von Wolfram Knorr

Manche Schriftsteller haben Helden erfunden, die ihnen buchstäblich von der Feder gesprungen sind und die sich komplett, mit Haut und Haaren, selbständig gemacht haben. Robinson Crusoe gehört dazu, auch Don Quijote und ganz, ganz sicher Sherlock Holmes. Wer kennt noch ihre Väter, die Autoren? Der alte Scherz über den «Hund von Baskerville» belegt's: Wer hat den Roman geschrieben? Sherlock Holmes. Ende der sechziger Jahre machte sich Raymond Queneau, der Meister doppelbödiger Farcen («Zazie in der Metro»), mit dem Roman «Der Flug des Ikarus» über dieses Phänomen lustig: Eine Gruppe von Autoren wird stinksauer, weil ihr die Helden entlaufen und den Ruhm einheimen, der nur ihnen, den Autoren, zusteht. Sherlock Holmes ist mit Abstand die berühmteste Figur, die ihrem Erfinder – Arthur Conan Doyle – davongelaufen ist und seither ein unsterbliches Eigenleben führt. Fast zahllos sind die Abenteuer, die Holmes, frei von jeder Vaterschaft, durchlaufen hat und weiter bestehen wird, nach dem Motto: völlig losgelöst von seiner Herkunft.

Bill Condon («Gods and Monsters») griff, nach dem Roman von Mitch Cullin, zu einer neuen Holmes-Variante: jener des schwer ins Alter gekommenen, an Demenz leidenden Ex-Meisterdetektivs, der sich mit seinen 93 Jahren in sein Landhaus in Sussex zurückgezogen hat

und sich nur noch mit der Bienenzucht beschäftigt. Er ist sauer über die Heldenstorys, die über ihn im Umlauf sind und hinten und vorne nicht stimmen; vor allem trug er nie diese dämliche karierte Kappe und rauchte er nicht Pfeife. Vertrauen hat er eigentlich nur zu Roger (Milo Parker), dem Sohn seiner Haushälterin Mrs. Munro (Laura Linney). Ihn weiht der Misanthrop in die Imkerei ein, wird aber immer wieder von alten Fällen geplagt, deren Lösungen ihm nie passten. Es sind leider auch diese Rückblenden, die nicht nur den Erzählfluss (Drehbuch: Jeffrey Hatcher) hemmen, sondern die auch verwirren. Wer sich nicht höllisch konzentriert, verheddert sich zwischen der Dame Ann Kelmot (Hattie Morahan), die von ihrem Gatten und von Holmes missverstanden wurde, und dem japanischen Industriellen mit einem dubiosen Pflanzenproblem. Dass derart unbefriedigend gelöste Vergangenheiten einen Rationalisten plagen, ist verständlich. Für ein rundum geglücktes Holmes-Porträt sind sie hinderlich. Allerdings ist der charismatische Ian McKellen dagegen von ungeheurer Präsenz. Wenn ihn die Erinnerungen beuteln, scheint sein Gesicht, von tiefen Gräben des Lebens zerfurcht, sich in Wachs zu verwandeln, das an einer brennenden Kerze herunterrinnt.

Allein dieses Mimenspiel entschädigt, und wie McKellen mit seinen ins Hirn gekerbten

Holzschnitzzügen die philosophische Weisheit widerlegt, die Erinnerung sei das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden könnten, ist für sich allein schon den Besuch wert. Dr. Watson, klärt er mal missgelaunt auf, war der Schreiber, der den Quatsch mit der Mütze und all den anderen Exzentrikunsinn erfand, um die Geschichten besser zu verkaufen. Da ist der Schalk von deliziöser Grimmigkeit, mit einem Seitenhieb aufs Biopic-Gewerbe. Und McKellen zieht seinen Holmes so in die Wirklichkeit hinein, dass man seinen Erfinder Arthur Conan Doyle endgültig vergisst. ★★★★★

Weitere Premieren

While We're Young — Manche halten Noah Baumbach («Francis Ha») allen Ernstes für den «neuen Woody Allen». So weit, so irre; wer aber Baumbachs jüngsten Film gesehen hat, wird, selbst als Allen-Skeptiker, dessen Filme hoch zu schätzen wissen. Baumbach dagegen ist ein blosser Schwafler. Der Dok-Filmer Josh (Ben Stiller) und seine Frau Cornelia (Naomi Watts) sind in der Midlife-Crisis und lernen das junge Hipster-Paar Jamie (Adam Driver) und Darby (Amanda Seyfried) kennen. Josh ist komplett hingerissen von Jamies völliger Unkompliziertheit. Er und Cornelia fangen an, sich auch so jugendlich zu stylen und herumzuhüpfen. Die Gewissenlosigkeit von Jamie, der ebenfalls an einem Dok-Film fummelt, realisiert Josh viel



Generationen-Clash: «While We're Young».

Fragen Sie Knorr

Wie können Sie als intelligenter Mensch einen Künstler wie Rainer Werner Fassbinder, der sich dauernd seine Birne mit Drogen zudröhnte und in diesem Zustand seine Werke schuf, in den Himmel heben? L. H., per Mail



Shakespeare, von dem man nicht weiss, ob er selbst Drogen nahm, hat sich dazu geäussert («Nicht Mohn und nicht Mandragora / Noch alle Schlummersäfte der Natur / Verhelfen je dir zu dem süssen Schlaf / Der gestern noch dein

zu spät. Der Zuschauer kapiert das Filmprojekt, um das von Josh und Jamie herumgestänkert und -gemostert wird, hinten und vorne nicht (irgendwie ein Identitätsquatsch), aber auch sonst ist der Generationen-Clash nichts als unsäglich um Originalität bemühtes, penetrantes, auf den Sack gehendes Gelaber. Und Oberlaberheini ist Adam Driver als Jamie. ★★★★★

Amy — Sie hatte eine begnadete Soulstimme und leider einen wüsten, zerstörerischen Lebensstil: die Britin Amy Winehouse, die mit 27 Jahren an einer Alkoholvergiftung starb. Der Brite Asif Kapadia («Senna») hat aus einer Fülle von Filmmaterial eine Dokumentation gemacht, die Amys Leben zum emotionalisierten Melodram verdichtet. Das Sympathische



Unglaublich emotionales Porträt: «Amy».

an Kapadias Film ist seine chronologische Erzählweise. Er fummelt nicht stilistisch rum, sondern stellt sich ganz in den Dienst der Person, die ein so kurzes, höchst intensives Leben führte. Kapadia nutzt alles, von Paparazzi-Aufnahmen über Selfies bis zu Privatfilmen, Konzerten und offiziellen Filmen. Dadurch entsteht ein unglaublich emotionales Porträt, das fassungslos macht – angesichts eines Gatten, der Winehouse ständig mit Drogen versorgte, und eines Vaters, der bei jeder Gelegenheit Kamerateams organisierte. Amy war eine Gejagte, ein Opfer dieser erfolgssüchtigen Clique, die sie fest im Griff hatte. ★★★★★

eigen war»). Hieronymus Bosch («Der Garten der Lüste»), Gottfried Benn, Richard Strauss, Ernst Jünger, um nur ein paar zu nennen, versprochen sich von den Drogen kreative Schübe. Die «Hymnen an die Nacht» vom Romantiker Novalis sind einem solchen Zustand zu verdanken. Fassbinder war ein Getriebener, der nichts ausliess, um sein Bewusstsein zu erweitern. Das kann man verwerflich finden, aber es ist, wie die Geschichte beweist, auch grosse Kunst dabei entstanden.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Kluge, wilde Musik

Von Peter Rüedi

Wer sich einmal auf die freie, wilde, komplexe, poetische, nötigende und schillernde Musik des Altsaxofonisten Tim Berne und seiner Gruppe Snakeoil eingelassen hat, kommt von ihr so schnell nicht mehr los. Berne baut scharf verwinkelte Labyrinth, in die ihm der Zuhörer – hat er erst einmal den ersten Schritt getan – folgt, bis er dem Minotaurus ins dunkle Auge sieht. Oder bis er nach sich auftürmenden Kollektivimprovisationen (die so etwas sind wie ein überbordendes New-New-Orleans-Furioso auf der Basis von gefinkeltem Zwölftonmaterial) oder nach in scharfer Reibung oder pathetisch unisono und fortissimo geführten Bläserpassagen über gehämmerten Pianoblöcken unversehens in weite Klangflächen entlassen wird, in Hallräume, die hauptsächlich dem neuen Mann im Ensemble zu verdanken sind, dem Gitarristen Ryan Ferreira, dem Vibrafon von Drummer Ches Smith oder der sparsamen Elektronik des Pianisten Matt Mitchell. Zuweilen steigt auch Klarinettist Oscar Noriega in einem lyrischen Intermezzo unversehens aus dem Vulkangebrol wie der Hirt auf dem Felsen. Wenn nach energetischem, auch gewalttätigem Avant-Funk «meerbreit ausgehet der Strom» (um mit Hölderlins Gedicht «Andenken» zu sprechen), zeigt sich die dramaturgische Intelligenz dieser äusserst intensiven Musik. In den überwiegend längeren Stücken verfolgt sie eine sehr effektive Spannungsarchitektur: Exposition, Krise, retardierendes Moment, Auflösung. All das, versteht sich, nicht aus dem Kopf gebastelt, sondern im Wechselspiel von allen mit allen spontan entwickelt und improvisatorisch entzündet. Hört sich etwas kompliziert an, fährt aber jedem in den Solarplexus, der die Bauchmuskeln nur etwas entspannt. Das Altsaxofon des 1954 geborenen Berne stammt, ungeachtet seiner Karriere als Avantgardist, aus dem Blues und Soul, von da kommt seine Dringlichkeit und auch von Bernes Bewunderung für sein Vorbild Julius Hemphill (World Saxophone Quartet). «You've Been Watching Me» ist jedenfalls eine der aufregendsten, vielseitigsten Jazzproduktionen seit langem. Eine Musik, in der fast zu viel los ist.



Tim Berne's Snakeoil:
You've Been Watching Me. ECM
2443 4722298

«Islamische Apokalypse»

Die islamistisch motivierten Anschläge in Paris und Lyon seien erst der Anfang, sagt der Philosoph Michel Onfray. Der Westen, vor allem die politische Linke, trage selbst die Schuld an der Entwicklung. Zu Besuch bei einem der umstrittensten Intellektuellen Frankreichs. *Von Sarah Pines*

Michel Onfray ist zum Streitfall geworden, seit er seine düsteren Voraussagen publik gemacht hat: In Frankreich werde der Islam dominieren, die französische Gesellschaft werde aussterben. Die Linke werde diese Entwicklung unterstützen, ja zu verantworten haben, denn sie ziehe einen naiv verbrämten Islam der Debatte mit der politischen Rechten vor. Anstatt sich mit Marine Le Pen, Alain Soral oder Renaud Camus auseinanderzusetzen, feiere sie lieber Fidel Castro, Mahmud Achmadinedschad und Hugo Chávez. Onfray beschreibt ein Frankreich, das aus Selbsthass, Profitdenken und faulem Desinteresse in Richtung Islamisierung schlurft, wird dafür als rassistisch, islamophob, reaktionär und ultrarechts beschimpft.

Jahrhundert des blinden Glaubens

Der 1959 in der Normandie geborene Philosoph zählt zu den bedeutenden französischen Intellektuellen der Gegenwart. Seine über 45 Bücher sind in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Er bezeichnet sich selbst als Atheisten, Epikureer und Anarchisten, lehrt als Professor an einer eigens gegründeten Universität in Caen Philosophen, die seinem Denken entsprechen: Friedrich Nietzsche, Epikur, Lukrez oder Gilles Deleuze. Der Stil seiner Bücher ist schlicht, schnörkellos, wie Onfray selbst. Angesichts seiner ruhigen Art wirken die Worte von Streitpartnern in öffentlichen Debatten wie Sturzfluten hysterischer Rhetorik. Kritiker bezeichnen ihn als einen sich «beweihräuchernden Mandarin», als rachsüchtigen, das Kollektiv beschimpfenden «intellektuellen Betrüger».

Wir sitzen hoch oben in seiner Wohnung in Caen. Der schwarzgekleidete, ein wenig beleibte Philosoph thront auf einem roten Sofa vor endlos scheinenden Reihen hell eingebundener Bücher. Am Horizont, weit jenseits immenser Fensterreihen, liegt die Nordsee. «Europa hätte den Menschen Frieden bringen sollen, Arbeit, Freundschaft zwischen den Völkern», sagt Onfray, «doch das Gegenteil geschah: Balkankriege, Militäroperationen in Afghanistan, Abbau des Sozialwesens, Arbeitslosigkeit, Konkurrenzdenken. Europa ist eine Negativmaschine, eine Vereinigung von Märkten und nicht von Menschen.»

Auch Frankreich sei grundlegend negativ: «Frankreich köpfte 1793 den König, seitdem kultiviert es Ressentiments und Leidenschaft für den Hass: Trotz Résistance sind wir ein Land der Kollaboration, trotz Menschenrechten ein Land des Kolonialismus, trotz der Tatsache,

dass der derzeitige Premierminister spanischer Herkunft erst seit 1982 Franzose ist, Sarkozy aus einer jüdisch-ungarischen Familie stammt, ein Land des Rassismus und Antisemitismus. Wir tragen zähen Selbsthass in uns. Das nervt.» In Europa herrsche, wie auch in Frankreich, das unbedingte Recht des Stärkeren – jetzt noch der Liberalismus, das Recht der Reichen; zukünftig aber könnte es das Recht des Islam sein. Denn die beiden Grossideologien des 20. Jahrhunderts – Kommunismus und liberaler Kapitalismus – hätten versagt, gerade jetzt laufe das 21. Jahrhundert Gefahr, ein Jahrhundert des blinden Glaubens zu werden.

9/11, Boston-Massaker, *Charlie Hebdo*, Lyoner Enthauptung, eine mit Halbmond und Sichel verzierte Eiffelturmspitze als Albtraum des Westens – Onfray erklärt: Die Angst, Frankreich zu verlieren, und damit nationale Identität und Säkularität, sei die Angst vor dem Ende des christlichen Abendlandes und dem Beginn einer «islamischen Apokalypse» in Europa.

Jesus' kriegerische Haltung

Die grösste Gefahr besteht für Onfray in der uferlosen Immigration eines nicht integrationswilligen Islam. Dies sei ein Islam, der Frankreich ablehne und sich auf die gewalttätigen Textstellen des Koran stütze. Auch Hitler habe in «Mein Kampf» Jesus' kriegerische Haltung bewundert, als dieser die Händler aus dem Tempel jagte. Einseitig Schlechtes aus den heiligen Texten nehmen: eine Frage der Lektüre? «Man kann Jesus als Nazi darstellen, man kann der Bibel aber auch den friedlichen Jesus entnehmen, der die andere Wange hinhält. Auch im Islam gibt es beides: Elemente, die Gewalt rechtfertigen oder verurteilen, es ist eine Frage der LeseEinstellung.» In Europa, so Onfray, könnte der Islam die durch den liberalen Kapitalismus entstandene WerteLeere mit Gewalt füllen.

Frankreichs eigene Antwort? Eine rückgratlose, sozialistische Politik der Leere, Schwäche, Sprachlosigkeit. Im Innern habe die «Stacheldraht»-Linke – «die 1793 mit den Revolutionstribunalen von Robespierre begann» – die Meinungsfreiheit zerstört, es gebe dem Islam öffentlich kaum mehr etwas entgegenzusetzen. Es sei eine von Mitterrand 1983 geschaffene Linke, «die nach und nach rechter wurde, heute mit Hollande regiert, dabei so rechts ist wie einst die Politik Valéry Giscard d'Estaings». Die Reaktion auf *Charlie Hebdo* habe diese «politische Leere» gezeigt. Als Hollande von dem Attentat auf die Zeitungsredaktion erfahren ha-

be, sei er nicht etwa zu seinem Innenminister, seinem Stabs- oder Geheimdienstchef aus dem Elysée-Palast geeilt, sondern zu seinem Kommunikationsbeauftragten. Die Antwort auf die Tragödie bestehe, so Onfray weiter, für Hollande bis heute lediglich in passiver Kommunikation und nicht in politischer Aktion.

Die Leere der Politik führe zu Leere im Volk. Ein unpolitischer Staatschef, der sich bloss mit anteilnehmendem Gesicht zeige – darauf wussten die Franzosen keine Antwort. «Sie gingen also auf die Strassen, ohne zu wissen, warum», ärgert sich Onfray in ruhigem Ton. «Sie gehorchten der Aufforderung der Mächtigen, die sich verantwortlich fühlten: Priester, Imame, Rabbiner, freie Denker, linke Gewerkschafter, Sarkozy von rechts, Hollande von links, der zionistische Philosoph Bernard-Henri Lévy, der robbespieristische Tribun Mélenchon, Freund der berüchtigtsten Antisemiten und Antizionisten der Welt – alle demonstrieren, ohne zu wissen, warum.»

Journalisten erfanden die Parole «Die Menschen gingen auf die Strasse, um für die Meinungsfreiheit zu demonstrieren» – als wäre es die Meinungsfreiheit, um die es den islamistischen Terroristen ging! Der anonyme Slogan «Ich bin Charlie», den sich eine Werbeagentur ausgedacht haben könnte, hat den Rest erledigt. Dieser besage nichts und gleichzeitig alles. «Es ging weniger um ein Volk, das <Solidarität entdeckte und die Republik erneuert>, wie es in der Zeitschrift *Liberation* hiess, sondern um die Unfähigkeit von Regierung und Volk angesichts eines sie hinwegspülenden historischen Ereignisses.»

Frankreichs beste Zeit?

Frankreichs Alternative? Die Libertinage, ein die herrschenden Lehren in Frage stellendes, freies Denken, meint Onfray, wie einst das des Dichters Arthur Rimbaud, Friedrich Nietzsches oder Marquis de Sades. Und was war die bessere Zeit für Frankreich? Hier wirkt Onfray nostalgisch, entwirft ein konservatives Frankreich, das an Charles de Gaulle erinnert, für den Philosophen ein Staatsmann, dessen Politik moralisch war, der Ideologien widerstand, Frankreichs Autonomie bewahrte. Onfray stellt sich eine neogaullistische Erneuerung Frankreichs vor: Nicht Finanzmärkte sollten die Interessen von Schulen, Krankenhäusern, Kulturinstitutionen, von Armee und Landwirtschaft steuern, sondern die Politik solle allein im Interesse der Gesundheit und des Wohlbefindens der gesamten Nation, nicht nur der Reichen, handeln.



«Wir tragen zähen Selbsthass in uns»: Philosoph Onfray.

Luzerner First Lady

Hochzeit in der Klassikwelt; grossartige Stimmung am Festival da Jazz in St. Moritz. Von *Hildegard Schwaninger*



Jawort in der Bergkirche: Michael Haefliger und Andrea Loetscher.

Das Lucerne Festival hat wieder eine First Lady: **Andrea Loetscher**, Querflötistin und Musikpädagogin. **Michael Haefliger**, Intendant des Lucerne Festival, gab der Musikerin, die er im Sommer 2012 in Luzern kennengelernt hat, am 3. Juli das Jawort. Die standesamtliche Trauung fand in Basel statt, der Heimatstadt der Braut. Die kirchliche Hochzeit im engsten Familien- und Freundeskreis wurde in der Bergkirche in Donnerskirchen im Burgenland (Österreich) gefeiert – mit anschliessendem Fest im Restaurant «Taubenkobel» in Schützen am Gebirge bei Wien. Wohnort des Paares ist Hergiswil bei Luzern. Vierzehn Jahre lang war Haefliger mit der russischen Pianistin **Irina Nikitina** verheiratet, der Gründerin und Intendantin des Musical Olympus Festival St. Petersburg. Mit ihr hat er eine 24-jährige Tochter, **Annika**. Sie hat Psychologie studiert. Die Ehe wurde 2004 geschieden.

Irina Nikitina machte eine Zeitlang sogar im *Blick* Schlagzeilen. Als Geliebte von **Kaspar M. Fleischmann**, dem kürzlich mit dem Ehrendoktor ausgezeichneten Fotokunst-Sammler, in dessen Villa «Algonquin» am Zürichsee **Tina Turner** eingemietet ist. Fleischmann war, als er mit Nikitina liiert war, noch nicht reif für eine zweite Ehe (aus seiner ersten hat er vier Töchter). Deshalb zerbrach die Beziehung zur schönen Russin. Seit zwei Monaten ist Fleischmann mit **Annuschka Cristofoli** ver-

heiratet, seiner (post Irina) Langzeitbeziehung. Die Hochzeit wurde im Mai in der «Buech» in Herrliberg gefeiert.

Das Lucerne Festival 2015 wird am 14. August eröffnet. Festredner («Über Humor, Sinn und Unsinn») ist der Pianist **Alfred Brendel**, der sich auch als musikwissenschaftlicher Essayist einen Namen gemacht hat.

Das Opening des Festival da Jazz in St. Moritz war wieder eine Superparty – mit allem, was zu einem Glamour-Event gehört.



Glamour aus Georgia: Soul-Diva Lizz Wright.

Zürichs Society hat ein neues Liebespaar – Unternehmerin **Carolina Müller-Möhl** und Bankier **Raymond J. Bär** –, und das zeigte sich erstmals offiziell an diesem Event (zusammen aufs

Foto wollten sie allerdings nicht). Das brachte Glanz in die Hütte respektive den «Dracula Club», wo Hausherr **Rolf Sachs** *himself* sich unter die Gäste mischte. Sachs ist der Besitzer des von seinem Vater **Gunter Sachs** gegründeten «Dracula Club», das Grundstück, auf dem der Club steht (und das ist wohl eine weltweit einzigartige Situation), gehört der griechischen Oligarchenfamilie Niarchos. Erstmals am Festival da Jazz war der aus altem Zürcher Bürgeradel stammende **Tim Abegg** (wieder Single). Mit seiner Firma Boucherville sponserte Abegg den Wein. **Pepe Lienhard** war da (mit Ehefrau **Christine Köhli**), weil er die Soulsängerin **Lizz Wright**, die aus Georgia stammende Künstlerin des Eröffnungskonzerts, hören wollte.

Der Familie Niarchos gehört auch das «Kulm Hotel», das das Festival da Jazz grosszügig unterstützt. Das von **Jenny** und **Heinz E. Hunkeler** geführte «Kulm Hotel» beherbergt die Künstler. Manche von ihnen erleben erstmals, wie herrlich es ist, in einem Luxushotel zu wohnen und sich verwöhnen zu lassen. Sie wandern dann nicht etwa auf den Berg oder schwimmen im Stazersee, sie geniessen lieber die Annehmlichkeiten des Luxushotels und erholen sich vor ihren Auftritten im Spa.

Seit 2008 ist das Engadin im Sommer Hotspot für die Stars der internationalen Jazzszene. Zu verdanken ist das dem jazzbegeisterten **Christian Jott Jenny** (eigentlich ist er Opernsänger und als Entertainer **Leo Wundergut** für



Superparty: Christian Jenny, Rolf Sachs.

Anlässe buchbar), der das Festival erfunden und gegründet hat und als Intendant leitet. Mit **Dee Dee Bridgewater** war auch die Nummer eins unter den Jazzsängerinnen im Engadin. Nach ihrem Konzert im «Dracula» sass sie – einen Hut auf dem Kopf und ihr Malteserhündchen auf dem Schoss – in der «Sunny Bar» im «Kulm Hotel». Bissie um drei Uhr früh den Bus bestieg zum Flugzeug nach Rotterdam, wo sie am Abend ihr nächstes Konzert hatte. Auch die vier Musiker von Yellowjackets, einer in Amerika berühmten Funk-Jazz-Band, mussten gleich nach dem Konzert über den Julier hinunter zu ihrem nächsten Gig.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Für ewig

Jeanette, 96, und Alexander Toczko, 95, waren fast 75 Jahre lang verheiratet. Beide starben Ende Juni innerhalb eines Tages. Nun erzählen ihre Kinder die Geschichte einer grossen Liebe.



«Warte auf mich»: Ehepaar Toczko.

Die Geschichte: Unsere Eltern wuchsen als Kinder polnischer Immigranten im selben Quartier auf. Ab dem Alter von acht Jahren soll klar gewesen sein, dass sie füreinander bestimmt waren, so will es zumindest die Legende. Unser Vater trug bis ans Lebensende ein Bild in seiner Brieftasche, das seine geliebte Frau bei der Erstkommunion zeigt. Sie heirateten, kaum zwanzigjährig, doch bald musste Vater im Zweiten Weltkrieg dienen. Danach arbeitete er in der Werbung und baute sich in New York eine erfolgreiche Karriere als Art-Director auf. Mutter unterstützte ihn, brachte später aber auch ihre eigenen Talente im Unternehmen ein und wurde Chefstylisten für grosse Fotoproduktionen.

Die guten Jahre: Sie waren unzertrennlich und hoben gleichzeitig beruflich ab. Als wir nach Florida zogen, bauten sie zusammen eine grosse und bald sehr gut laufende Werbeagentur auf. Sie waren ein Glamourpaar. Clever, kreativ und gutaussehend. Ein bisschen so wie in der Serie «Mad Men»; nur dass unser Vater der einzigen Frau in seinem Leben treu ergeben war. Unsere Mutter war wundervoll. Sie liebte Kinder und konnte extrem gut mit ihnen umgehen. Sie verwandelte jedes Heim in eine einmalig schöne und elegante Kreation. Sie war das Herz der Familie.

Symbiose: Das Alter veränderte die Liebe, konnte ihr aber unter dem Strich nichts anhaben. Die vielen Erinnerungen an die guten Zeiten und die Gewissheit, vieles richtig gemacht zu haben, trugen zu diesem Glück bei. Gesundheitlich waren beide angeschlagen, und als Vater, der im Alter zum fanatischen Golfspieler wurde, einen Hüftbruch erlitt, verschlechterte sich sein Zustand vor einigen Monaten schnell. Mutter liess ihn nicht mehr

«Das Alter veränderte die Liebe, konnte ihr aber unter dem Strich nichts anhaben.»

aus den Augen. Seltsamerweise wurde auch sie in dieser Zeit gebrechlicher, und manchmal war sie nun ein wenig verwirrt. Sie wollten mehr denn je immer beieinander sein und so liessen wir zu Hause ein Spitalbett neben das Ehebett stellen. Die letzten Wochen verbrachten sie zusammen, dösend und die Hand des anderen haltend. Mutter fragte jeden Tag, wann der Hochzeitstag sei. Sie wollte unbedingt den 75. Hochzeitstag erleben. Eine Woche vor dem eigentlichen Datum beharrte sie darauf, dass es nun so weit sei, die Party könne steigen. Wir machten mit, denn wir ahnten, dass Vater nicht mehr lange durchhalten konnte. Fünf Kinder, zehn Enkel und viele Urenkel erschienen am grossen Tag mit Luftballonen und einer riesigen Torte an den Krankenbetten. Die beiden freuten sich sehr und waren ein letztes Mal zusammen glücklich.

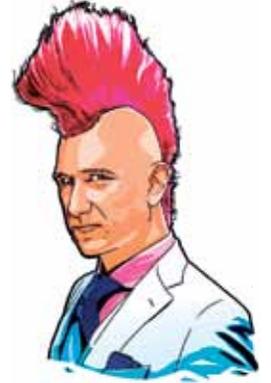
Gemeinsames Adieu: Vater hatte immer gesagt, er wolle – wenn überhaupt – dann in den Armen von Jeanette sterben. Das tat er am nächsten Tag. Er hat bis nach dem «Hochzeitstag» gewartet, weil er seiner grossen Liebe eine letzte Freude bereiten wollte. Mutter küsste ihn und sagte: «Al, Liebling, warte auf mich, gleich bin ich bei dir.» Am nächsten Tag starb auch sie. Wir sind uns sicher: weil sie sich ein Leben ohne Dad nicht vorstellen konnte. Sogar der Tod konnte sie nicht scheiden, und jetzt sind sie – irgendwo – erneut miteinander vereint.

Protokoll: Franziska K. Müller

Orgien

Von Andreas Thiel —
Sommarugas im alten Rom.

Simonetta: Schatz, ich habe die Senatskollegen zu einer kleinen Wohltätigkeitsorgie eingeladen. Ist noch von der Nachtigallenzungenwurst aus Freilandbodenhaltung da? Davon müsste doch von der letzten Gleichstellungsorgie etwas übriggeblieben sein.



Hansruedi: Nein, aber ein mit Krokodiliern von glücklichen Krokodilen gefüllter Uhu und die in Rosenöl rosa gebratenen Warzenschweinbrustwarzen sind noch von der Klimaerwärmungsorgie übriggeblieben. Und neue Sklaven habe ich auch gekauft, nachdem ihr an der Sozialverträglichkeitsorgie im Suff die alten freigelassen habt.

Simonetta: Ich hoffe, du hast Max-Havelaar-Sklaven gekauft. Mir kommen nur noch Fair-Trade-Sklaven ins Haus. Ich will nicht, dass sich die Sklavenhändler auf Kosten der Sklavenjäger bereichern.

Hansruedi: Es hatte bloss noch schwarze Max-Havelaar-Sklaven. Und du weisst, dass uns deine Freundinnen Rassismus vorwerfen, wenn wir wieder nur schwarze Sklaven halten. Deshalb habe ich ein paar regionale, weisse Sklaven gekauft. Es sind leider keine Vegetarier darunter, aber dank dem kurzen Weg in die Sklaverei immerhin aus nachhaltigem Sklavenhandel. Es sind garantiert glückliche Sklaven. Hoffentlich streiken sie nicht wieder.

Simonetta: Die Sklavengewerkschaften wagen es nicht mehr, zum Streik aufzurufen, seit wir die Auspeitscher freigelassen und in den Staatsdienst aufgenommen haben. Wie läuft übrigens der Fair-Trade-Organhandel mit der Dritten Welt?

Hansruedi: Schlecht. Wir werden weitere Sensibilisierungsorgien abhalten müssen. Ich mache mir langsam Gedanken darüber, wer alle diese Orgien bezahlt ...

Simonetta: Das Volk natürlich. Wir feiern diese Orgien schliesslich im Namen des Volkes.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Über den Limes

Von Peter Rüedi



Ein Schweizer Liebhaber der noblen Sorte Blauburgunder, in ihrem Gravitationszentrum zwischen Dijon und Mâcon Pinot noir genannt, kann leicht zum Lokalpatrioten werden. Obwohl die Schweizer vielleicht Ricola, aber sicher nicht den Pinot noir erfunden haben. Unbestreitbar aber haben sie in den letzten Jahrzehnten dieser delikaten und raffinierten Sorte eine eigene Handschrift eingeschrieben. Einige der Produzenten, allen voran die Gantenbeins aus Fläsch, sind dem Pinot-Urmeter von der Côte-d'Or oder Côte de Nuits verblüffend nahegekommen, und an weniger föhnprivilegierten Lagen der Ostschweiz, im Thurgau, im Zürcher Weinland und im Kanton Schaffhausen hat sich ein eigener, «kühler» Pinot-Stil zwischen Raffinement und Bodenständigkeit entwickelt. Zum europäischen Öno-Erbe wurde der Pinot noir (und aus ihm abgeleitete Sorten) durch die Ausbreitung der Mönchskultur der burgundischen Benediktinerabteien im Mittelalter. Ihr ist die Kontinuität des römischen Weinwissens bis in unsere Zeiten zu verdanken. Was ich meine: Entgegen all diesen historischen Fakten halten Schweizer den Pinot noir für eine Art nationale Errungenschaft. Neben dem lassen sie, zähneknirschend, gerade noch die grössten Ikonen aus dem Burgund gelten. Ganz gewiss aber nicht Blauburgunder aus dem «grossen Kanton», etwa aus der badischen Nachbarschaft, zum Beispiel vom oberrheinischen Kaiserstuhl unweit von Freiburg im Breisgau. Was sie dabei verpassen (über Urs Pircher und Schlossgut Bachtobel *nil nisi bene!*) demonstriert sinnfällig ein Blauburgunder der Familie Bercher in Burkheim, wo die beiden Cousins Arne und Martin in zehnter Generation Wein machen. Ich meine nicht eine der mit teutonischem Aplomb so genannten «grossen Lagen», sondern den vergleichsweise bescheidenen Burkheimer Spätburgunder VDP Ortswein, ein nach Kirsche, Johannisbeere und Pflaume duftendes badisches *Tröpfle* aus dem grossen Holzfass: süffig, aber nicht ohne Substanz. Einen Sprung wert, über Grenze und Vorurteil hinweg. Von jenseits des Limes kommt nicht nur toller Riesling.

Weingut Bercher: Burkheimer Spätburgunder Ortswein trocken 2012. 13,5%. Fr. 14.50.
www.rieslingco.ch

Tessiner Gärten

In der «Locanda Barbarossa» in Ascona pflegt der sympathische Luzerner Othmar Schlegel die Klarheit der Aromen. Von David Schnapp



Unstillbare Neugier, vollendete Eleganz: Othmar Schlegel, Ascona.

Othmar Schlegel begann seine Kochlehre am 1. Mai 1968. «Ein historisches Datum», sagt er lachend. Denn als Luzerner Junge vom Land habe er natürlich nicht wissen können, dass der 1. Mai in Zürich, wo er an diesem Tag die Berufsschule hätte besuchen sollen, ein Feiertag ist, so dass Schlegel vor verschlossener Tür stand. Er schloss seine Lehre im «Grand Hotel Dolder» dennoch erfolgreich ab, und wenn man ihn fragt, wie lange er nun schon im Gourmetrestaurant des Fünfsternerhauses «Castello del Sole» arbeite, antwortet er trocken: «Sehr lange.» Tatsächlich ist er in Ascona seit 28 Jahren Garant für eine feinsinnige, geschmacklich hochstehende Küche. Im vergangenen Jahr gab ihm der «Gault Millau» dafür den 18. Punkt.

Neugier und Grösse

Schlegel hat keine Kinder, widmet sich aber mit Hingabe seinem Kräuter- und Obstgarten in der Hotelanlage, wo vom gewöhnlichen Liebstöckel (Maggikraut) bis zur edlen japanischen Yuzu-Zitrone eine erstaunliche Vielfalt der Natur sorgfältig gepflegt wird. Aber es gibt noch mehr Gutes aus der Nähe – Mais und Risotto aus dem eigenen Gutsbetrieb «Terreni alla Maggia» etwa. Schlegel bereitet ihn schlicht, aber erfrischend zu und gibt dem gehaltvollen Gericht mit einem Erbsenpüree und frischen Erbsen eine leichte, süsse Note.

Wenn man behauptet, Schlegel sei ein grosser Koch, stimmt das im wörtlichen, aber auch im übertragenen Sinn. Die Grösse zeigt sich zunächst in der körperlichen Gestalt und dann in der Klarheit und der Harmonie der Aromen auf dem Teller. Das Kalbstatar mit schwarzer Quinoa, Kräuterpesto und Wachteile ist mit vollendeter Eleganz abgeschmeckt: feine Zitrusnoten und krautige, ätherisch-grüne Akzente von Kräutern machen die leichte Vorspeise zu einem Ereignis.

Auch die unstillbare Neugier des Luzerners zeugt von Grösse. Obwohl er seine Lehre vor 47 Jahren begonnen hat, ist ihm klar, dass er noch nicht ausgelernet hat. Schlegel besucht etwa Kochsymposien, wo vor allem avantgardistische Köche auftreten, und prüft unvoreingenommen neue Techniken auf ihre Tauglichkeit für seine Zwecke.

Schlegel wirkt ebenso humorvoll wie unpräzise. Er fahre ein altes Saab-Cabrio, dessen Dach nicht mehr ganz dicht sei, erzählt er. Fleisch esse er eher selten, ein Rindsfilet etwa würde er im Restaurant nie bestellen. Wenig später freut er sich dann bei einem Rundgang durch den Garten am Duft eines einfachen Krauts.

Locanda Barbarossa im Hotel Castello del Sole
Via Muraccio 142, 6612 Ascona
Tel. 091 791 0202; täglich geöffnet



Auto

Form folgt Funktion

Der schönste Mercedes, den man fahren kann, bleibt der CLS Shooting Brake. *Von David Schnapp*

Für die einen mag das bloss ein Mercedes-Kombi sein, für die anderen ist es der schönste Mercedes überhaupt – von denen, die zurzeit gebaut werden, natürlich. Für mich jedenfalls ist es so. Der CLS Shooting Brake (Haarspalter weisen darauf hin, dass es kein echter Shooting Brake ist, da ein solcher ein dreitüriges Coupé mit Kombi-Heck sein müsste) ist nur auf den ersten Blick nach dem Prinzip «Form folgt Funktion» gestaltet. Er sieht zwar nicht aus wie ein ganz normaler E-Klasse-Kombi, aber er hat doch vieles davon (im Innern). Die Rücksitze kann man geteilt ab-

legen, der Kofferraum ist an sich schon sehr gross (590 Liter), und da wäre noch das Fach unter einer Bodenklappe, das den Stauraum erweitert. Die äussere Schönheit hat also eine durchaus praktische innere Seite.

Aber der CLS ist als Ganzes eine «Beauty», wie ein Freund schöne Maschinen aller Art bezeichnet. Da muss die Funktion Kompromisse zugunsten der Form machen. 5,5 Zentimeter weniger Höhe hat der CLS gegenüber der E-Klasse, die A-Säule neigt sich flacher nach hinten, das erfordert beim Einsteigen etwas mehr Gelenkigkeit, und hochtourierte Haare berühren bald einmal die Dachunterseite des Wagens.

Man sitzt in dem Auto gefühlt ziemlich tief und schaut von unten auf die eindrucksvolle Motorhaube. Zudem blickt man auf ein schön und gut gemachtes Interieur (sattelbraunes Leder, schwarze Zierelemente aus Eschenholz), an dem lediglich der aufgesetzte grosse Bildschirm in der Mitte des Armaturenrägers nicht ganz stilsicher wirkt. Und – es ist das Drama der schnell fortschreitenden Digitalisierung der Dinge – die Bedienung des Multimediasystems erscheint, obwohl sie noch gar nicht so alt ist,

nicht mehr durchwegs schlüssig: Der Dreh-Drück-Schalter und die Tasten für die verschiedenen Funktionen liegen weit auseinander, in den Menüs ist nie ganz klar, welche Funktion man wo zu suchen hat.

Vernetztes Denken

Der Testwagen wurde mir in der edel matt schimmernden Farbe «Designo Diamantweiss Bright» bereitgestellt. Dazu 19-Zoll-Leichtmetallfelgen von AMG, und schon ist das ein Kombi, nach dem sich die Leute umdrehen. Ausgestattet mit Allrad, Luftfederung mit stufenloser Dämpfungsregelung, zwei Handvoll Assistenz- und Sicherheitssystemen und einem sehr kultivierten V6-Dieselmotor, dessen massives maximales Drehmoment von 620 Nm schon bei 1600 Umdrehungen anliegt. Heisst: Es geht einen Wimpernschlag lang, bis der fast zwei Tonnen schwere Kombi Fahrt aufnimmt, dann aber geht es schnell und leichtfüssig voran. Dass maximal 247 und nicht 250 km/h erreicht werden können, wird auch der statusbewusste Mercedes-Fahrer verschmerzen können.

Fazit: Der CLS Shooting Brake ist die ideale Verbindung von Form und Funktion. Was auf den ersten, oberflächlichen Blick noch wie ein Lifestyle-Kombi mit beschränktem praktischem Nutzen aussehen mag, ist tatsächlich ein durchwegs alltagstaugliches, technisch hochstehendes Auto in einer ästhetischen Hülle.

Mercedes CLS 350 Bluetec Shooting Brake

Leistung: 252 PS, Hubraum: 2987 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 247 km/h
Preis: Fr. 88 600.–; Testwagen: Fr. 136 800.–





«Von links nach rechts bewegen»: Musiker und Musical-Darsteller Ritschi, 36.

MvH trifft

Andreas «Ritschi» Ritschard

Von Mark van Huisseling — Als Sänger der Band Plüsch war er einer der erfolgreichsten Schweizer Musiker. Was kommt jetzt?

Man sagt, Musicaldarsteller können alles ziemlich gut, aber ...» – «... nichts richtig, haha.» – «... du hast bewiesen, dass du etwas kannst, nämlich singen. Weshalb machst du bei einem Musical mit?» («Io senza te», «mit den schönsten Melodien von Peter, Sue & Marc»; Eigenwerbung. 10. September bis 1. November, Theater 11, Zürich.) «Zuerst hab ich auch *ä chli* so gedacht. Aber wir haben das Stück getestet – und ich hab Bauklötze gestaunt. Wir haben, sitzend, das Buch durchgelesen und, immer wenn ein Song kam, ihn grad gesungen, ungeprobt, und das hat getönt... Dann bekommst du einen Eindruck, was es heisst, im Jahr 2015 Musicaldarsteller zu sein. Es reicht nicht mehr, nur an einem Ort gut zu sein.» – «Fragt man den Durchschnittsmann, was er nicht machen möchte, ist die Antwort: «Tanzen vor Publikum.» Weshalb tust du dir's an?» – «Ich kann mir nicht vorstellen, dass die [Choreografen] für mich ein

Riesen-Tanzarrangement geschrieben haben. Aber ich werd' mich ab und zu von links nach rechts bewegen müssen, das werd' ich mir halt antrainieren müssen ... Heute kommen die wenigsten Sänger durch mit [nur] ihrem alleinigen Projekt. Es gibt die Variante, dass man nebenbei einen Job macht oder in einer TV-Jury hockt. Ich hab entschieden, dass es für mich nachhaltiger ist, zu singen. Auch wenn man halt daneben noch tanzen muss...»

Andreas «Ritschi» Ritschard, 36, ist ein Schweizer Musiker aus Interlaken und war Sänger der Gruppe Plüsch. Plüsch haben über 300 000 Tonträger verkauft, was sie zu einer der erfolgreichsten Schweizer Bands machte; Ritschis Soloalben, die er bisher herausbrachte in den Jahren 2009 und 2014, verkauften gut – Platz zwei respektive eins der Albumcharts –, blieben aber hinter den Alben der Gruppe zurück. Lange war unklar, ob Plüsch am Pausieren sind oder sich aufgelöst haben. In der

Zwischenzeit wurde klar, dass es nicht weitergeht. Die Gründe erinnern an die Zeile aus Bryan Adams Song «Summer of '69»: «Jimmy quit and Joey got married» (Jimmy stieg aus, und Joey heiratete). Mit anderen – Ritschis – Worten: Ausser ihm habe keiner dran geglaubt, dass man von Popmusik ein Leben und eine Familie bezahlen könne. Ritschi, gelernter Schreiner, ist verheiratet und hat einen kleinen Sohn; er lebt bei Interlaken.

«Hattest du einen Businessplan: «Ich mache Mundart-Pop oder -Softrock, weil das verkauft?» – «Ich glaube, es funktioniert, weil es eben kein Plan war – es kam so aus mir, aus der Plüsch-Band raus. Wir sind nicht so international in dem Nest, es ist zwar sehr international mit den Touristen, aber immer noch ländlich. Und ich kann nicht gut genug Englisch, um auf Englisch Songs zu schreiben. Drum gab's nichts anderes als Mundart-Rock. Ich würd' sagen, meine Musik, wie ich sie heut' mache als Ritschi, ist musikalisch näher am internationalen Pop als früher, nicht mehr so der klassische Mundart-Rock. Vielleicht hat deshalb auch der Erfolg etwas abgenommen, ich glaub', wenn Schweizer Mundart hören wollen sie den typischen Mundart-Rock. Ich versuch', mich immer zu entwickeln und nicht nur den alten Erfolgen nachzueifern.»

«Du bist eher angepasst ...» – «Ja, ich bin nicht der Revoluzzer. Ich hab heute mehr Meinung als mit 22 oder 24, als die grosse Zeit meiner Karriere war. Aber ich finde nicht, dass ich jetzt darüber singen muss, das machen andere besser. Ich schreib' Texte über alltägliche Sachen; ich überlass' das [Meinungssongs] dem Stress [Andres «Stress» Andrekson, Hip-Hop- und Popmusiker].» – «Denkst du, das Eher-uncoolsein habe dir geschadet?» – «Musst dich mal achten: Ich war noch nie nominiert für den Swiss Music Award, haha [Branchenauszeichnung]. Oft war ich halt nicht hip genug, nicht der *geile Siech*. Damit hab ich lange Mühe gehabt, jahrelang, weisst du? Seither hab ich reflektiert: «Was hab ich in meiner Karriere erreicht? Und warum?» Ich bin jetzt schon länger am Punkt, dass ich sage: «Ich bin einfach so.» Und hab meine Fans und Leute, die das gut finden. Und in Musikerkreisen hab ich, glaub' ich, einen guten Ruf – ich hab ein Interview gelesen mit einem bekannten Musiker, der mich gelobt hat als einen der besten Sänger der Schweiz und einen, der seiner Linie treu geblieben sei ... Da muss ich sagen: «Ja, verdammt, ich bin mir treu geblieben.»» – «Dein Sohn heisst Neo Jamiro – ein richtiger Rockstarnamen ...» – «Lustig. Der Name sollte in erster Linie kurz sein, damit man ihm nicht wieder «Ritschi» sagt. Meine Frau und ich dachten: «Wär cool, wenn sie ihm seinen richtigen Namen sagen würden», drum Neo. Und Jamiro hat uns immer gefallen.»

Sein liebstes Restaurant: «Punkt»,
Rathausgasse 73, Bern, Tel. 031 318 18 87

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16			17		18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		



Lösungswort — Bei ihr zählt nur die Vernunft

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die Frucht mit ihrem Geruch für tropische Träume. 5 Das schreckliche Wüten der IS kann man auch so nennen. 11 Im Zeichen des Bösen mit ihr in einer Nebenrolle. 12 Das französische Flüsschen ist etwas kürzer als der Arno. 13 Machen Bébés sehr und Hausfrauen ziemlich oft. 16 Er ist bei einem Referat unabdingbar. 19 Verbindet Gökhan Inler und Ramon Vega. 20 Sie macht Pulver zur Schweizer Legende. 21 Geheimnisvoll, die Gestalt aus dem Koran. 22 Unentschlüsseltes Kapitel des Koran. 23 Schweiz: Wie die SSA sorgt sie für künstlerische Entschädigung. 25 Der Weinort in der Waadt – nymphengleich. 26 Der Kopf des Mönchs macht im Jura käsigen Eindruck. 27 Bei vielen kann man sagen: 14 senkrecht passen genau zu ihnen. 28 Steht in der Buchstabiertafel der NATO ganz vorne. 30 Binnensee, eher Wüste als Wasser. 32 Man sieht es immer, sogar in der Vorstellung. 34 Zum Nationalhelden reicht's bei ihm leider nicht ganz. 35 Waren Klitschko und Mayweather erst kürzlich. 39 Jedes Lebewesen ist eines. 40 Mittelalterliches Gericht, nicht aus Sicht des Kochs. 41 Womit Gesagtes Erkenntniswert erhält. 42 Die Präsentation könnte zur Kundgebung führen. 43 Polygam und folglich dann wohl auch so. 44 Erhaben die, die das Inka-Reich überlebt haben. 45 Passt zu Blume und Wein. 46 Das sind wir, zum Teil wegen ihr.

Senkrecht — 1 Mögliche Fortsetzung eines unterbrochenen Gedankengangs. 2 Bildlich: Wenn denn so, brennt's wohl irgendwo. 3 Stütze, nützt Vielbeschäftigten. 4 Haben Diego und Remo gemeinsam. 5 Was aus William Henry in Frankenstein geworden war. 6 Entspricht bei den alten Griechen dem göttlichen Month der Ägypter. 7 Schweizer Stadt, die in Sachen Uhren viel zu sagen hat. 8 Es gehört zur Familie der Geheimnisse. 9 Ausbeute, nicht gleich heute, sondern wenn die Sache reif ist. 10 Sie bleiben im internen Kreis. 14 Solche Manieren äussern sich in exaltiertem Agieren. 15 Allerhand, so ein Pfand, doch überhaupt nicht lustig. 17 Paradox, dass er sich wörtlich männlich gibt, wo es doch um Frauen geht. 18 Gerollt muss sie sein – bon appétit! 20 Das Schwert ist mit ihnen etwas für Alt-Hippies. 23 Plastik mit oft erstaunlicher Haltbarkeitsdauer. 24 Stiefel, der zum Reisen animiert. 25 Sie sind auf dem einsamen Weg zu Gott erfolgreich. 27 Dies tun, beim Versuch zu erkennen. 29 Demut und Verzweiflung führt zu solchem Tun. 31 Operation ... : Polizeiaktion in Sachen Kinderpornografie. 33 Spezielle Leine, bei der man erst den Knoten lösen muss. 36 Multinationale militärische Formation mit Standort Pristina. 37 In Frankreichs Süden: Fluss und Département. 38 So kommt man am schnellsten von innen nach aussen.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 425

	M	E	H	R	M	U	C	H	A	M	G		
	O	L	E	A	T	V	A	R	K	A	D	E	
I	R	A	I	S	S	I	G	M	E	N	T	R	
E	I	S	S	T	O	C	K	M	A	E	H	N	E
N	A	T	E	L	U	U	E	L	I	D			
C	R	O	N	D	E	L	L	P	O	L	E		
H	B	S	I	R	T	C	E	V	I				
E	P	O	S	S	D	R	A	U	I	O	K		
L	A	E	N	G	S	T	A	S	C	H	E	N	
	G	R	A	N	A	T	E	S	T	E	D	E	N
I	A	S	S	O	N	I	U	N	H	O	L	D	
	T	E	A	M	P	L	U	R	A	L	R		

Waagrecht — 1 MEHR 5 MUCHA (span. f. viele [gente, Leute]) 11 OLEAT 12 ARKADE 14 FRAIS (franz. f. frisch, kühl) 15 SEGMENT 16 EISSTOCK 17 MAEHNE 18 NATEL 19 UELI 20 RONDELL 23 POLE 27 SVIIRT 28 CVJF (Schweiz, Verband aller CVJM und CVJF) 29 EPOS 32 DRAU 34 IOK 35 LAENGS 37 TASCHE 39 GRANATE 40 SIEDEN 42 FASSON 43 UNHOLD 44 TEAM 45 PLURAL

Senkrecht — 1 MORIA (med. Begriff) 2 ELAST 3 HEISER 4 RASTLOS 6 UVEK (Eidg. Dep. f. Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation) 7 HAMMEL 8 AREAL 9 MATH 10 GEREDE 13 KNEIPE 14 FENCHEL 15 SCUDI 19 ULTRA 21 NISSAN 22 ERDTEIL 24 OVIEDO 25 LIONEL (Messi vom FC Barcelona) 26 BOERSE 28 CUCINA (it. f. Küche) 30 PAGAT (ein Trumpf der drei Trull im Tarock) 31 SNASA (kurz f. secret – geheime – NASA) 33 ASSUR 36 GNOM 38 HEHL(-er) 41 NDR

Lösungswort — **MENTALITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



1973 SEIT 42 JAHREN LEGENDÄR – ZU LAND UND ZU WASSER

Die Heritage Chrono Blue spiegelt das Azur des sommerlichen Mittelmeeres wider. Mit technischer Finesse, zeitlosem Design und glamouröser Eleganz durchquert die Neuinterpretation des legendären TUDOR Chronographen 7169 mühelos das Meer der Zeit. Dank großartiger Momente zu Land und zu Wasser genießt die 1973 lancierte Armbanduhr den Ruf einer Ikone. Und die neue Heritage Chrono Blue setzt die Legende fort.

TUDOR HERITAGE CHRONO BLUE

Mechanisches Uhrwerk mit Selbstaufzug, wasserdicht bis 150 m, Edelstahlgehäuse 42 mm.
Besuchen Sie Tudorwatch.com und entdecken Sie mehr.



TUDOR
WATCH YOUR STYLE

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com